

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 35 (1886)

Artikel: Dr. Emanuel Eduard Fueter, Professor der Medicin in Bern
Autor: Rytz, A. / Bourgeois, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-125243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dr. Emanuel Eduard Fueger,
Professor der Medicin in Bern.
Von A. Ryß, Pfarrer.



Es war am 2. Mai 1855, da streckte eben ein armes altes Mütterchen die zitternde Hand nach dem Glockenzug eines Hauses an der Marktgasse in Bern, als eine Anzahl schwarzgekleidete Herren dasselbe betraten. Einer von ihnen, ein freundlicher Herr in Silberhaar, redete die Frau an und fragte nach ihrem Begehr. — „Ich möchte zu meinem lieben Herrn Professor; er hat mir noch immer helfen können, und ist dazu ein so guter und lieber Herr“, lautete die Antwort. „O liebe Frau“, mußte man ihr sagen, „der Herr Professor kann Euch nun leider nicht mehr rathen, denn soeben haben wir ihn zu seiner letzten Ruhestätte geleitet.“ Die plötzlich hervorbrechenden Thränen, die aus dem Innersten kommende lautwerdende Betrübnis der armen Frau, die schluchzend auf der Bank vor dem Haus niedersank, die sich nun so ganz verlassen glaubte, da der dahin war, dem ihr unbedingtes Zutrauen gehörte, zeigte so recht, was der den 30. April

1855 so plötzlich an einem Herzschlag verstorbene Professor Dr. Ed. Fueter gewesen: ein Berather und Freund der Armen und Kranken, ein rechter Helfer in der Noth, ein Mann warmen Herzens und werkthätiger Liebe, hochgeachtet von Federmann. Es bedarf daher kaum einer Rechtfertigung oder Entschuldigung, wenn wir es versuchen, den Lesern des Berner Taschenbuchs das Lebensbild dieses Mannes vor Augen zu führen, so gut es nach dem leider etwas spärlichen Quellenmaterial und nach der durch den Verlauf der Jahre etwas erbleichenden Erinnerung möglich ist.

Emanuel Eduard Fueter, geboren in Bern den 2. Mai 1801 als einziger Sohn des Handelsmanns Daniel Abraham Fueter und der Maria Magdalena geb. Küpfer von Bern, entstammte einem bürgerlichen Geschlechte, dessen Stammvater zur Reformationszeit wahrscheinlich von Zug nach Bern gezogen war, und welches dem Beispiel dieses seines Stammvaters folgend, bis in die erste Hälfte des XVIII. Jahrhunderts seine Söhne fast ohne Ausnahme in den Dienst der evangelisch-reformirten Landeskirche stellte *). Vom Anfang des vorigen Jahrhunderts an aber war aus der Pfarrerfamilie eine Kaufmännische geworden. Ein Gabriel Fueter, der Urgroßvater unseres Eduard, war mit zwei Verwandten, dem Goldschmied Daniel Fueter und dem früheren Drechsler und damals Stadtlieutenant Emanuel Fueter als Mitverschworne in die sogenannte Henziverschwörung von 1749

*) Unter diesen scheint sich besonders David Fueter ausgezeichnet zu haben. Derselbe war von 1686—96 Pfarrer in Zweisimmen, von 1696—1724 in Burgdorf, von 1724—44 in Lützelflüh, wo er starb; seit 1729 bekleidete er auch die Stelle eines Dekans des Kapitels Burgdorf. Seine bis 1879 in der Kirche

verwickelt. Der Stadtlieutenant Emanuel Fueter *) ward verhaftet und bekanntlich den 17. Juli 1749 zugleich mit dem Haupte der Verschwörung, Samuel Henzi, und dem Kaufmann Niklaus Wernier enthauptet. Gabriel und Daniel Fueter hatten sich durch Flucht der Verhaftung zu entziehen gewußt, wurden aber „in effigie förmlich ausgeführt und den 16. September executirt“ (vide Gruner, Genealogie). Einer Familientradition zufolge sollen sie im „Spiegel“ am Gurten ein erstes Versteck gefunden und von dort aus einer Dachlücke mit einem Teleskop der Execution zugeschaut haben. Daniel begab sich nach England und 1754 mit der ganzen Familie nach Pennsylvania, wo er der Brüdergemeinde sich anschloß; 1779 kehrte er nach Bern zurück; sein (1752 in London geborner) Sohn war der bekannte und um seine Vaterstadt hochverdiente Münzmeister Christian Fueter. Gabriel

zu Lützelslüh angebrachte Grabschrift erlauben wir uns ihrer Originalität willen hier beizusezen. Sie lautete:

„Herr Fueter liegt allhier begraben,
Der hochgeehrte Herr Dekan,
Ein treuer Hirt zu Kanaan,
Der uns gesundes Fueter gabe.
Er brannte gleich den Seraphinen,
Er hatte einen goldnen Mund,
Und ließ bei dem vertrauten Pfund
Die Lehr- und Lebenskerze scheinen.
Beweinst du, Leser, Josephs Schaden,
Daz der gelehrte Lehrer stirbt,
Erfreue dich, daß jetzt erwirbt
Der fromme David Davids Gnaden.“

Herr David Fueter, Dekan, starb den 14. August 1744,
85 $\frac{1}{2}$ Jahre alt.

*) Eman. Fueter, geboren 1703, war ein mit viel Kunstsinn begabter Drechsler, hatte sich bis 1742 in Genf und Paris aufgehalten und genoß nicht des besten sittlichen Rufes. Er war verheirathet mit Sarah Maurice von Genf, welche aber das verhängnisvolle Jahr 1749 nicht erlebt hat. Auch sein einziges Kind war im zarten Alter schon 1746 gestorben.

Fueter hatte sich nach Livorno und dann nach Altona gewandt, wohin ihm seine Gattin mit den Kindern nachfolgte, und „allwo er sich als Handelsmann gesetzt“. 1758 oder 59 scheint er von der Regierung begnadigt worden zu sein, und kehrte daher nach Bern zurück, um seine Spezereihandlung hier fortzuführen, die sich dann bis auf seine Großöhne vererbte.

Diese, die Brüder Daniel und Emanuel Fueter, unseres Eduards Vater und Oheim, wußten auch die ererbte Handlung in ziemlichen Aufschwung zu bringen, nicht nur dadurch, daß sie, ängstlich gewissenhaft wie sie beide waren, sich bestrebten, nur gute Waaren zu halten, sondern auch indem sie eine Oelraffinerie, die erste in Bern, anlegten, und daher lange Zeit das Oel zur Straßenbeleuchtung lieferten. Eine Zeitlang trieben sie ihr Geschäft gleichzeitig in vier Läden der Stadt. Allein ihr ächt kaufmännisch betriebener Beruf absorbierte nicht vollständig ihr Denken. Beide Brüder hatten Interesse und offene Augen für noch manches Andre, so namentlich für naturwissenschaftliche Gegenstände. Ihre Eltern hatten sie beide die höhern Stadtschulen durchlaufen lassen, wo sie sich die Grundlage einer höhern Bildung, Kenntniß des klassischen Alterthums erworben hatten. War der Eine, Emanuel, mehr ernsterer Gemüthsart, so war der Andre, Daniel, dafür mehr gesellig heiterer Natur, was er im Verkehr mit der zahlreichen Verwandtschaft seiner Gattin gut zu verwerten verstand.

In solchem Familienkreis, in welchem für alle wichtiger, sowohl wissenschaftlichen Fragen, als geschichtlichen und sozialen Erscheinungen und Vorfälle regstes Interesse herrschte, wuchs Eduard Fueter auf. Schon früh, noch nicht ganz 4 Jahre alt, im April 1805 ward er in die

„Lehr“ einer Fräulein Sutermeister, in eine Art Kleinkinderschule geschickt (das Schulgeld betrug monatlich 10 Batzen), um dann im Frühling des folgenden Jahres in die Schule eines Herrn Wehrli überzutreten, welche eine Vorstufe der sogenannten „grünen Schule“ bildete, und deren Schüler bereits die grüne Uniform tragen durften. Im Frühjahr 1807 war er mit den nothwendigen Vorkenntnissen bereits so weit ausgerüstet, daß er nach rühmlich bestandenem Eintrittsexamen in die eigentliche „grüne Schule“ aufgenommen werden konnte, wo nun Samuel Luž, der nachherige Professor und Doktor der Theologie, sein von ihm stetsfort hochverehrter Lehrer ward. Als aufgeweckter, begabter und fleißiger Schüler, der stets die besten Zeugnisse nach Hause brachte, entwickelte er sich so, daß wir es leicht begreifen können, wenn dem Vater der Gedanke aufstieg, seinen Sohn studiren zu lassen, damit er wie seine Vorfahren dereinst sich dem Dienst der Kirche widmen könne. Allein die Verwirklichung seiner Wünsche und die Erfüllung seiner Hoffnungen selbst zu schauen, war Eduards Vater nicht vergönnt; denn nachdem schon längere Zeit seine Gesundheit wankend gewesen, ward er den Seinen den 17. April 1812 durch den Tod entrissen. Eduard empfand den erlittenen schweren Verlust des treuen Vaters auf's tiefste, schloß sich aber nun mit um so innigerer Liebe an die Mutter an, welcher ihr Schwager, Emanuel Fueter, bei'r Erziehung des Sohnes treulich zur Seite stand. Onkel und Neffe standen sich infolge dessen zeitlebens nahe, fast wie Vater und Sohn.

Bald nach dem Tode des Vaters machte aber auch die Gesundheit des Sohnes, die nie eine kräftige gewesen, der Mutter schwere Sorge. Auf den Rath des Arztes, wie des Schwagers entschloß sie sich, Eduard für einige Zeit

einer befreundeten Familie, die in Hauterive bei St. Blaise eine Knabenpension hielt, in Pflege zu geben. Die Trennung von der Mutter ward dem Knaben dadurch nicht wenig erleichtert, daß sein bester Freund, Gottlieb Studer (der spätere Professor der Theologie), und dann auch einer seiner Vettern, mit ihm gemeinsam in Hauterive einige Zeit zubrachten. Der Aufenthalt in dem milden und schönen Hauterive, der vom Herbst 1813 bis zum Frühjahr 1815 dauerte, hatte auch guten Erfolg, indem Eduard körperlich sich kräftigte. Nach Bern zurückgekehrt, genoß er bei Jeremias L'Orsa, Pfarrer an der Nydekkirche, einen rationalistisch-sentimentalen Konfirmationsunterricht, ward auf Ostern 1817 admittirt und trat denselben Frühling in's höhere Gymnasium, wo er fortfuhr zu den bessern Schülern zu gehören. Am Reformationsfeste in Zürich, am Neujahr 1819, nahm er mit andern Berner-Studenten und Gymnasiandern begeisterten Anteil und war daher mit seinen Freunden Gottlieb Studer, Karl und Albert Bihius auch einer der Stifter des Zofinger-Vereins. Diese Tage idealster jugendlicher Begeisterung rechnete er später zu den schönsten seines Lebens.

Daß seine Eltern, die gegen Dr. Jenner's Entdeckung der Schułpocken sehr eingenommen waren, ihn im Kindesalter nicht hatten impfen lassen, mußte er nun aber schwer büßen. Bei einer Pockenepidemie, die in Bern auftrat, ward auch er von der gefährlichen Krankheit besessen, die ihn an den Rand des Grabs brachte. Als die eigentliche Krankheit vorüber war, wollte die Genesung doch nicht rechte Fortschritte machen; nicht nur die Augen waren sehr angegriffen, sondern Atemungsbeschwerden ließen fürchten, daß ein Brustleiden sich ausbilden werde. So mußte Fueter sich bereits mit dem Gedanken vertraut machen,

das Studieren aufzugeben und einen andern Beruf zu ergreifen. Wirklich trat er auch bei einem Drechsler in die Lehre. Allein auch dieses Ziel mußte er seiner geschwächten Gesundheit wegen und mit Rücksicht auf seine Augen wieder aufgeben. Und so blieb vor der Hand nichts anders übrig, als, nachdem glücklicherweise schon im Frühjahr 1819 das Gymnasium absolviert war, einige Zeit ganz der Wiederherstellung der Gesundheit zu leben. Dazu sollte ein Aufenthalt an den schönen Ufern des Genfersees, erst in Vevi und dann in Corseaux, dienen, wo er den Rest des Sommers bis tief in den Herbst 1819 zubrachte. In der That erholte er sich so weit, daß er an die Wiederaufnahme der Studien zu denken wagte. Mit dem bessern Gesundheitszustand schwand auch die trübe melancholische Gemüthsstimmung, der er zu verfallen drohte, und die ihn oft so weit beherrschte, daß ihm der Tod als einzige Erlösung aus seiner Lage vorkam. Seine Krankheitserfahrungen zeitigten aber während dieses Aufenthalts im Waadtland, wo er ohne Verkehr mit Freunden, meist nur auf sich selbst angewiesen war, den Entschluß, das Studium der Theologie, wie es schon sein Vater in Aussicht genommen hatte, mit demjenigen der Medizin zu vertauschen. Einerseits brachten ihn dazu religiöse Zweifel, die es ihm zu verbieten schienen, die Lehre der Kirche vor einer Gemeinde zu vertreten, ganz abgesehen davon, daß seine nicht starke Brust ihm längeres öffentliches Sprechen nicht erlaubte. Andererseits — und das war für ihn bestimmend — erfuhr er an sich selbst, welch' schöne Aufgabe dem Arzte beschieden sei, den Kranken wieder zur Gesundheit zu verhelfen oder doch ihnen ihre Leiden zu mildern, um so mehr, da er überzeugt war, daß die Zahl der wirklich tüchtigen Aerzte, die auch ein

Herz für ihre Kranken haben, keineswegs zu groß sei: und ein solcher Arzt, tüchtig in seinem Fach und Beruf wollte er werden. Er schrieb darüber erst nur schüchtern seiner von ihm so innig geliebten Mutter (den 15. Oktober 1819), und dann eingehender seinem Oheim. Zu seiner großen Freude erhoben beide keinen Einspruch, beide billigten im Gegentheil seinen Entschluß, und so besuchte er im Winter 1819/20, nach seiner Rückkunft nach Bern, bereits einige naturwissenschaftliche und medizinische Kurse. Zwar mußte er seine Augen noch sehr schonen, und daher mehr von Freunden sich vorlesen lassen, als selber lesen.

Allein die bernische Akademie, welche damals noch auf die Heranbildung von Lehrern in Kirche und höhern Schulen das Hauptgewicht legte, konnte dem strebsamen Jüngling nicht genug bieten; er, der in seiner Wissenschaft auf den Grund sehen wollte, der, wenn ihm Gott Gesundheit gab, in seinem Fache etwas Tüchtiges leisten wollte, er mußte für seinen Geist, für seinen Erkenntnisdrang mehr Nahrung haben. So ward denn beschlossen, daß er eine deutsche Universität beziehen und dort seinen Studien obliegen solle. Göttingen, wohin damals die meisten jungen Berner zu ihrer weitern Ausbildung ihre Schritte lenkten, schien auch für den jungen Mediziner der passendste Ort. In Begleitung seines Freundes, des Juristen David Hermann, machte sich Fueter auf die Reise, vom Vormund mit Geld soweit versehen, daß er nur auskommen konnte, wenn er sparsam damit haushielt, und unter den Segenswünschen der besorgten Mutter.

Von Freunden bis Fraubrunnen geleitet, wanderten die beiden jungen Berner Ende März 1820 mit dem Habersack am Rücken hinaus in die Weite. In Basel

wurden die Zofingerfreunde besucht, die Hermann vom ersten Zofingerfeste her kannte, — Fueter hatte gesundheits- halber leider nicht theilnehmen können. Dann ging's theils zu Fuß, theils zu Wagen, wenn ein solcher ge legentlich unterwegs angetroffen wurde — ein „par ren- contre“ nannte man das damals in Bern — über Straß- burg, Karlsruhe, Heidelberg, Frankfurt, Kassel dem Reise- ziele zu, wo sie nach 14tägiger, vom besten Wetter begünstigter Reise glücklich anlangten. Eine ganz neue Welt that sich für Fueter auf, nachdem schon auf der Reise keine Gelegenheit versäumt worden war, Sehens= werthes zu bewundern. Bald konnte er die Mutter be ruhigen: er sei wohl aufgehoben, habe ein ordentliches Logis, esse nicht im Wirthshause, sondern nehme, wie viele, ja die meisten, gemeinsam mit Freund Hermann „Cantine“, was 133 Batzen per Monat koste; Collegien werde er sechs besuchen in diesem ersten Sommersemester: „Morgens um 7 Uhr werde ich Botanik anhören; ich habe in diesem Collegium einen der ersten Plätze, was mir wegen meinem kurzen Gesicht sehr angenehm ist; um 8 Uhr habe ich Physiologie bei Blumenbach, um 9 Uhr Chemie bei Stroh- meyer, dann 2 Mal in der Woche um 11 Uhr Knochen= lehre bei Hempel, Nachmittags um 4 Uhr habe ich Physik bei Mayer und um 5 Psychologie bei Schulze.“ Wie er seine Studien auffaßte und betrieb, zeigt ein anderer Brief an die Mutter (20. Juni):

„Hier ist es mir so wohl in geistiger Hinsicht, daß mich allein nur der mächtige Trieb plagt, Alles zu um fassen und alles zu durchdringen; aber die Grenzen sind jedem abgesteckt, ich muß auf Vieles Verzicht thun, das ich vor einem Vierteljahr noch umfassen zu müssen glaubte. Ich habe mir meine Lebensaufgabe nun deutlich gemacht

oder vielmehr auf einen kleinen Punkt zurückgeführt: ich will praktischer Arzt werden; dazu habe ich einen Beruf, dem will ich folgen. Ich fühle nur zu oft, was Leiden ist, ich kann daher auch die ganze Wirksamkeit eines Arztes erfassen, ich muß sie liebgewinnen und sie mir zur eigenen Aufgabe machen. Du wirst dich wundern, daß ich noch jetzt wieder komme und mir meinen Stand festseze. Ich wollte zu viel. Denk' dir nur das unermessliche Feld der Wissenschaften, das ich vor mir habe, alle Fächer, die im Grunde zu meinem Studium gehören; an den 5 Collegien dieses Sommers könnte ich füglich 2 Jahre studieren. Kenne ich die Natur, wenn ich nicht Mineralogie, Geognosie, Astronomie, Naturgeschichte, vergleichende Anatomie studiert habe? Was gehört nur zur Physik? Kann ich mich mit meinen erbärmlichen mathematischen Kenntnissen begnügen? Ich werde müssen. Hippokrates sagt bekanntlich: die Kunst ist lang, das Leben kurz; und jetzt ist die Kunst noch länger und die akademischen Jahre sind gar in 4 oder 5 Jahren vorüber; und kommt Einer ins Philisterium und hat seine tägliche Arbeit, so ist es mit dem Studieren auch größtentheils zu End'; doch das hoffe ich von mir gerade nicht, weil ich nicht hoffen kann, gleich Praxis zu bekommen; kurz, wenn einem nicht ein einziger Stern leuchtet, nach dem man sich richten kann, so geht man besonders in medizinischen Studien irre; hier gefällt einem eine Wissenschaft, hier wird man angestochen, dieß und jenes weiter zu verfolgen; wenn es Unterbrechung giebt, wie es bei mir leider noch oft der Fall sein wird, so will man keine Wissenschaft darunter leiden lassen, und so leiden alle. Aber die Hydra der Gründlichkeit, die Lust in uns erweckt hat, plagt mich dabei nicht wenig. Wenn man aus

einem Collegium kommt und den Kopf so voll hat, und ein paar Stunden und oft ein paar Tage daran zu arbeiten hätte, so muß man in ein anderes, wo es gleich geht; und zu Hause weiß man nicht wo anfangen. Ich habe freilich zu viel Collegien, ich fühle es zu gut. Doch wenn ich es anders eingerichtet hätte, so hätte ich mir meinen ganzen Studienplan verändert, er müßte fast so eingerichtet werden. Ich will in den Ferien oder im Anfang eines jeden Semesters diese Sachen wieder vornehmen. Ich werde die eigentlich medizinischen Disziplinen gründlicher studieren können, und für das braucht man eben die andern Naturwissenschaften nicht erschöpft zu haben, wenn man sich nur dadurch zu allgemeinen Ansichten der Natur erhoben und daß die praktische Medizin speziell Betreffende daraus genommen hat. Wenn ich in 2 oder $2\frac{1}{2}$ Jahren doctoriren will, so muß ich ungeheuer gesund und fleißig sein und gar nicht viel Digressionen von meiner Haupt-sache machen. Ja, was ist ein frischgebackener Doctor? Noch nichts! — und es haben die Meisten noch 1 oder 2 Jahre zu studieren.“

Den 17. August schreibt er: „Die Gegend und das Klima ist freilich hier schlechter als bei uns und mit dem Welschland nicht zu vergleichen. Aber allemal, wenn ich an den letzten Sommer denke, so denke ich, wie viel glücklicher ich doch hier bin, als ich damals im Welschland war. Denn nun bin ich in meinem Wirkungskreise; und wenn ich ungestört studieren kann, so bin ich glücklich im wahren Sinne des Wortes, denn es stört mich keine Leidenschaft, ich bin ruhig wie ein alter Mann, der nicht mehr lange zu leben hat. Ich fürchte mich auch nicht vor der Zukunft, denn ich bestrebe mich immer, wie ein Christ zu leben, so daß ich in der Hauptsache mit mir

einig und zufrieden bin; bin ich nicht wohl, nun so muß ich mich in Geduld darein schicken. Ich weiß aber auch, daß, wenn ich nicht jetzt schon seit so vielen Jahren mit allerhand Plagen mich herumgeschlagen hätte, ich doch nicht das Glück genießen würde, das mir jetzt ein sturmloses zufriedenes Herz gewährt. Es geht mir ein Tag vorbei wie der andere und außerordentlich schnell, und so viel kann nicht jeder sagen. Ich weiß selbst noch nicht, wie lange ich hier bleiben werde, länger als 2 Jahre von künftigem Herbst an gewiß nicht; doch will ich hier doctoriren.“ In Bezug auf seine Gesundheit kann er sagen, daß es ihm gut gehe: „Mein altes Uebel kommt seltener; doch giebt es auch noch Tage, wo es nicht recht gehen will; aber die Melancholie ist nun einmal in meinem Temperament; ich helfe mir aber gut durch: ich hole mir geschwind ein Buch in einem Buchladen, etwa eine Lebensbeschreibung, und vertiefe mich darein und vergesse mich drob, bis ich es für sicher halte, wieder zu mir zurückzukehren, und am Ende habe ich noch den Trost, wenigstens niemand mit meiner sauren Miene und der üblichen Laune belästigt zu haben. Freilich ist das viele Sitzen und die Cantinekost kein Remedium für ein solches Uebel. Doch dem Studieren zu Gefallen kann man das wohl ertragen.“

Aus Gesundheitsrücksichten erlaubte er sich hin und wieder einen fröhlichen Ausritt in die Umgegend, sei's allein oder mit Freunden. Einmal wanderte er mit andern zu Fuß nach Kassel, um das dortige Theater zu besuchen. Allein gegen Ende des Semesters zeigt sich wieder sein Augenübel, welches ihn 3 volle Monate zwingt, auf alles Lesen und Schreiben zu verzichten und sich vorlesen zu lassen. Des Abends muß er dem Licht den

Rücken fehrend dasißen, was aber meist nur seinen Humor im Freundeskreise weckt. Im Herbst konnte er seine stets um ihn besorgte Mutter beruhigen, indem er ihr seinen Wohnungswchsel meldet: Er habe ein nettes Zimmer „in einem sehr honorigen Hause“ beziehen können, da er ja sehr gerne die von den Hauseigenthümerinnen, zweien alten Damen, gestellten Bedingungen habe eingehen können: kein Duell zu bestehen, keinen Hund zu halten und nicht nach 10 Uhr Abends nach Hause zu kommen; wofür ihm denn gestattet worden Klavier zu spielen, welch' letzteres er sich sogleich zu nutze gemacht, indem er ein Instrument gemietetet. Dieses versüße ihm, obgleich es „ein schrecklicher Klimperkasten“ sei, manche Stunde. Außerdem habe er übrigens noch zwei Geliebte: „die Natur und das menschliche Elend; von diesen bin ich versichert, daß, wenn ich ihnen treu bleibe, sie es auch mir sein werden.“ Uebrigens vermehrte sich im Wintersemester 1820/21 der Freundeskreis, da unter den 26 in Göttingen studierenden Schweizern mehrere Berner sich befanden, mit denen Fueter schon in Bern nahe befreundet war, besonders die Mediziner Dür von Burgdorf, Meißner (später Professor der Botanik in Basel), und die Theologen Albert Bühnus und Friedrich Langhans.

Doch seinen Studien gebot das immer zunehmende Augenübel bald ein deutliches Halt. Da er weder zu lesen, noch zu schreiben vermochte, so hielt er es für's Beste nach Hause zurückzukehren. Eine Kur im Gurnigelbade scheint von wenig Erfolg gewesen zu sein. Der Gemüthszustand ward in Folge dessen ein düsterer, ja nahm nicht selten den Charakter schwärzester Melancholie an. Die Aerzte rieten zu einem Landaufenthalte. Nach einem solchen ward daher gesucht. Bei einem Arzte,

Braun in St. Aubin, hoffte er einen für ihn ganz passenden Platz gefunden zu haben, indem er mit Herrn Braun dessen Patienten besuchen, ja unter seiner Leitung auch einzelne leichtere Fälle sollte in Behandlung nehmen dürfen; und so hoffte doch einigermaßen innerhalb seiner Studien bleiben zu können. Wenn schon das Uebel nicht sogleich zu weichen begann, und noch viele schwarze Stunden, ja Tage und Wochen durchzumachen waren, auch diese Art des Studierens keinen großen Nutzen brachte, besserte sich doch die Gesundheit so, daß er bald seine Studien wieder aufnehmen konnte. Um die Augen dabei zu schonen, bildete er sich einen aufgeweckten jungen Burschen aus dem Val de Ruz, der als Unterknecht in Herrn Braun's Diensten stand, nach und nach zum Lektor und Sekretär aus, bis er im Stande war, auch deutsche wissenschaftliche Schriften ihm vorzuleSEN. Dieser August las ihm aus den von Bern bezogenen Compendien und Lehrbüchern vor, und Fueter diktirte das Vorgelesene seinem Famulus wieder in die Feder, um zu erproben, ob er das Gehörte auch behalten und den Stoff in sich verarbeitet habe. Nebenbei beschäftigte er sich mit Botanik, und im Herbst ward sogar des edlen Waidwerks gepflegt, von welchen Pürschgängen hin und wieder, doch nicht sehr häufig, ein armes Hässlein oder ein Exemplar aus der Vogelwelt nach Hause gebracht wurde. Die Bekanntschaft mit einem in St. Aubin weilenden Engländer brachte sogar Gelegenheit, auch noch mit der englischen Sprache bekannt zu werden. Im Sommer 1823 ward mit etwas mehr Erfolg die Gurnigelfur wiederholt, und der darauf folgende Winter wieder in St. Aubin auf die angegebene Weise möglichst gut angewendet, so daß bei nun ziemlich wiedergewonnener Gesundheit im Sommer 1824 die

Studien in Bern wieder regelrecht fortgesetzt werden konnten.

Mit feurigem Eifer und seltenem Fleiße vertiefte sich nun Fueter in seine Wissenschaft, freilich auf die Weise, daß er in der Person des in St. Aubin liebgewonnenen und bewährten „August“ einen Vorleser und Sekretär behielt. Durch seine Beharrlichkeit und seinen niemals müde werdenden Fleiß gelangte er auch, wenn wir die Hindernisse bedenken, die er zu überwinden hatte, in früherer Zeit, als er zu hoffen gewagt, an sein Ziel. Zu Ende des Sommersemesters 1825 bestand er auf rühmliche Weise das Staatsexamen, und im Triumph brachte er das Patent als praktischer Arzt (datirt vom 27. September) seiner gerührten Mutter nach Hause.

Allein trotz dieses Erfolges konnte und wollte er nicht auf seinen Lorbeeren ausruhen. Er wußte, daß er jetzt zwar wohl vor der Prüfungsbehörde als zum praktischen Arzt befähigt sich ausgewiesen, aber daß er das Ziel, das er sich selber gesteckt, noch nicht erreicht habe. Mit dem, was bloß zum durchaus Nothwendigen und zum Broderwerb ausreicht, konnte sein strebamer Geist sich nicht begnügen; er wollte mehr, als nur ein gewöhnlicher Arzt werden. Das Studium seiner Wissenschaft hatte ihm zu viele offene und ungelöste Fragen und von ihm noch nicht hinlänglich durchforschte Gebiete aufgedeckt; er mußte weiter studieren. Dieses sein Verlangen vermochten Mutter und Oheim, wie auch der Rechtsbeistand der Erstern, zu verstehen und zu würdigen, besonders da er noch an seinem Arzt, der ihn in den Zeiten seiner Krankheit behandelte und liebgewonnen hatte, Herrn Dr. Lütz, einen väterlichen Fürsprecher gefunden hatte. In Würzburg wollte er den Winter zubringen; und dorthin begab er sich auch im

Oktober 1825 über Zürich, St. Gallen, Rorschach, Lindau, Augsburg, Ulm, Nürnberg. Allein obwohl er hier manchen Schatz des Wissens, der ihm noch gefehlt, hatte heben und sich aneignen können, und von diesem Aufenthalt reichen Gewinn davontrug, so befriedigte ihn Würzburg doch nicht ganz, da die vielen kirchlichen Feiertage die Vorlesungen und die Krankenbesuche im Spital alle Augenblicke unterbrachen. Daher entschloß er sich kurzer Hand, im Frühjahr nach München zu ziehen und dort noch ein oder zwei Semester zuzubringen, dafür aber die Erwerbung des Doktorhutes aufzugeben.

„In Hinsicht auf den Doktortitel kann ich mich zu nichts entschließen,“ schreibt er noch den 18. Februar 1826 von Würzburg aus der Mutter; „das Geld reut mich je länger je mehr. Die Sache ist hier übrigens, ob schon nicht gerade schwer, doch umständlich. Man muß ein paar Tage eingeschlossen sitzen, um gewisse Fragen zu beantworten, und dann öffentlich disputiren. Nun ist das Alles im Grund bloße Ceremonie, aber bei meinen Umständen ist mir die Geschichte doch sehr lästig. Ich könnte mir ein Diplom von Gießen kommen lassen ohne die geringste Unbequemlichkeit, als meine Zeugnisse und 25 Louisdor hinzuschicken. In Erlangen, wo ich auf meiner Reise sehr leicht hinkommen könnte, und wo gewöhnlich die Schweizer promoviren, bekomme ich das Diplom, ohne eine Dissertation eingeliefert zu haben. Das ganze ist eine Prellerei, und jeder Esel wird Doktor, wie ich es diesen Winter selbst gesehen habe; und ob schon ich den Titel früher sehr gewünscht hätte, so gebe ich jetzt nicht viel darum. Wenn ein paar junge Aerzte es ohne den Titel zu etwas brächten, so würde das Vorurtheil des

Publikums, das unsre Schweiz schon viel Geld gekostet hat, gewiß nach und nach verschwinden."

Den 2. April schreibt Fueter von München aus über denselben Gegenstand: „Nachdem ich den Wechsel von Herrn R. in Händen hatte, kämpfte ich einige Tage mit mir selbst, ob ich in Würzburg bleiben und mich dort dem Examen unterwerfen sollte. Endlich siegte der Verstand über eine leicht verzeihliche Eitelkeit. Es ist ein Opfer, das ich meinen Augen schuldig zu sein glaubte. Denn zwei Monate Arbeit nach einem angestrengten Winter würde ein gefährliches Wagstück gewesen sein, und alle meine Bekannten, die meine Verhältnisse kannten, rieten es mir ab. Ich habe also 30 Louisdor erspart, obgleich mir mancher Ärger wird aufgespart bleiben. Doch ich habe mich über manches wegzusezzen gelernt, und der Titel hätte mich um kein Haar gescheidter gemacht. Kurz, anstatt den Titel, werde ich nun suchen, etwas mehr Wissen und Können nach Hause zu bringen.“

Im Frühjahr 1826 siedelte er also von Würzburg nach München über. Nun bot zwar die Stadt ihm namentlich hinsichtlich des Spitals mehr, als das kleine Würzburg, aber doch erkannte er bald, daß er besser thue, in München sich nicht lange aufzuhalten, sondern sich nach Wien zu begeben, hauptsächlich weil derjenige Professor, von dem er sich am meisten versprochen (den Namen desselben hat er in seinen Briefen nicht genannt) in jenem Sommer keine Vorlesungen hielt, sondern eine Reise nach Paris unternommen hatte.

„Ich fuhr unter Regen und Schnee, wie gewohnt,“ schreibt er den 20. Mai nach seiner Ankunft in Wien nach Hause, „von München weg; mußte 3 Tage in Regensburg auf gutes Wetter warten, um mit dem Schiff fort

zu kommen. Nun war ich 8 Tage auf dem Wasser mit nicht der besten Gesellschaft; einmal schliefen wir auf Stroh, ein ander Mal gar nicht; doch habe ich die schönsten Partien bei Passau und Linz bei günstigem Wetter gesehen, und auch sonst habe ich noch auf keiner Reise die Natur so genossen wie auf dieser Wasserfahrt, von der ich die übrigen Details zu Hause mittheilen will. Vor etwa 12 Tagen bin ich gesund in Wien angelangt; war dann eine Nacht bei einem Landsmann auf seinem Zimmer. Ich hatte ungeheuer zu laufen und habe mich noch jetzt nicht ganz von dem Schreck einer großen Stadt erholt; ich bin noch gar nicht zu mir selbst gekommen, und des Abends bin ich todmüd und kann nicht mehr schreiben.“ Den 28. Mai: „Ich befindet mich recht gut und hoffe, die Wiener Lebensart werde mir konvenieren. Ich habe mich an ein paar Würtemberger Doktoren angeschlossen, so daß ich ohne Vergleich angenehmer lebe, als in dem infamen Würzburg. Für mein Fach kann ich sehr viel lernen, ich sehe alle Tage wenigstens 200 Kranke. Um 7 Uhr gehe ich in's Spital und bleibe dort bis 10; nun habe ich bis 11 frei. Mein Logis ist aber so weit entfernt, daß ich nicht nach Hause gehen kann. Um 11 Uhr habe ich eine Augenklinik, um 12 Uhr gehen wir nach der Stadt, eine gute halbe Stunde weit, essen unterwegs zu Mittag und kommen um 1 Uhr zu Herrn Jäger, einem der berühmtesten Augenärzte in Europa, den ich auch konsultiren will. Um 2 Uhr machen wir einen Weg von einer halben Stunde bis in ein Kinder-Kranken-Institut, wo wir alle Tage eine Menge kleiner Patienten beobachten können. Gegen 4 Uhr geht es wieder in's Spital, das ungefähr 20 Minuten von letzterem liegt. Nach 5 Uhr werde ich künftig nach Hause gehen können.

Wegen der großen Entfernung meines jetzigen Logis bin ich bisher in einen Garten gegangen, um frische Luft zu schöpfen und mich auszuruhen. Um 8 Uhr war ich meistens zu Haus und um 9 Uhr im Bett. Tausend Nebengänge, Besuchen bei den Professoren und Umwege, weil man sich nicht auskennt, sind nicht mitgerechnet.“ Zu diesen Studien kam dann noch ein Operationskurs und ein Kurs in der Geburtshilfe, „damit ich allenfalls auch als Landarzt wirken kann“. Dieser Aufenthalt in Wien wurde, wie wir sehen, von Fueter auf's Beste benutzt, die Zeit auf's Sorgfältigste ausgekauft, und so konnte es nicht fehlen, daß er mit großer Befriedigung auf diese Zeit zurückblicken durfte. Seinem Streben nach allseitiger wissenschaftlicher Ausbildung war ein Genüge geschehen. Aber die angestrengte Arbeit war seinen Augen nicht wohlthätig gewesen. Auf Anrathen des oben genannten Prof. Dr. Jäger begab er sich nach Schluß des Sommersemesters in's Bad Gastein, das damals noch ziemlich primitive Einrichtungen hatte und noch nicht das bevorzugte Kaiserbad war. Freilich mußte er nun auf die geplante Rückreise durch Oberitalien verzichten, ward dafür aber durch den vortrefflichen Erfolg seiner Kur belohnt, so daß, wenn er schon „mit sehr wenig Geld und nicht mit den brillantesten Kenntnissen“ nach Hause zurückkehrte, er sich doch an Seele und Körper erfrischt und gestärkt fühlte und allen Eifer, ganze Freudigkeit und vollen Muth in sich spürte, „als Mensch und Bürger seine Pflicht zu thun.“ So langte er im Oktober 1826 von Gastein, die Rückreise über Innspruck, Engadin (St. Moritz), Chur, Pfäffers nehmend, in der Vaterstadt glücklich, und von der Mutter sehnlichst erwartet wieder an.

Zum Beginn seiner praktischen Thätigkeit ward er

bald nach seiner Heimkehr von der Regierung nach Langnau gesandt, wo eine heftige Epidemie herrschte, um den dortigen, selbst an derselben erkrankten Arzt Locher zu vertreten. Nach Bern zurückgekehrt widmete er sich seiner Praxis, welche anfänglich fast nur eine solche bei Armen war. Bei diesen ward er aber bald ein gesuchter und gern gesehener Helfer in der Noth, weil sie es, abgesehen von seinen tüchtigen Kenntnissen, wohl fühlten, daß er ein Herz für sie hatte, und zwar nicht nur für ihre Leiden und Schmerzen, sondern für Alles, was sie betraf. Er hatte die Gabe, sich in ihre Verhältnisse und Anschaungen hinein zu denken, in ihre Gedankenwelt einzugehen, mit ihnen zu reden, mit ihren Schwächen Geduld zu haben, kurz, sie zu begreifen. Die Zeiten eigenen Krankheins, die für ihn so schwere und schmerzlich empfundene gewesen waren, wo er so oft wider sein Schicksal, ja wider Gott selbst gemurrt hatte, waren ihm so zum Segen geworden. Gott hatte ihn eine so schwere Schule durchlaufen lassen, um ihn nicht nur zu dem trefflichen Arzt, sondern auch zu dem ächten Armen- und Menschenfreund zu erziehen, der er mit der Zeit geworden ist.

Im Sommer, wo ein Arzt weniger in Anspruch genommen ist, folgte er gerne dem Ansuchen des damaligen Besitzers des Gurnigelbades, Herrn Zehender, während der Kurzeit die Stelle eines Badearztes zu versehen. In dieser Stellung, die er drei oder vier Sommer hindurch einnahm, ward er nun auch in weitern Kreisen bekannt; und so nahm seine Praxis von Jahr zu Jahr zu. Bei seinem wissenschaftlich regen Sinne und seinem gemeinnützigen Streben verstand es sich beinahe von selbst, daß er sich denjenigen anschloß, mit welchen er dieses nähren und betätigen konnte. So trat er gleich im ersten Jahr

seiner praktischen Thätigkeit der mediziniſchen Gesellschaft (27. Juni 1827) und der ſchweizeriſchen naturforschenden Gesellschaft (an ihrer Jahresversammlung in Zürich, den 20. August dettelben Jahres), wie der ſchweizeriſchen gemeinnützigen (in Basel den 11. September) bei, in welchen drei Geſellschaften er von da an bis zu ſinem Lebensende ſtets zu den eifrigften Mitgliedern gehörte.

Jetzt auch, da er alle Schwierigkeiten, die ſich ihm bisher entgegengestellt, durch ſeine Willenskraft und Beharrlichkeit, wie durch ſein unentwegtes Streben ſiegreich überwunden; jetzt, da er ſein Ziel, als praktiſcher Arzt eine Stellung ſich zu ſchaffen, erreicht, jetzt, da ſeine Geſundheit troß der anstrengenden Arbeit ſich eher gestärkt hatte, er daher freudiger und frischer in die Zukunft blicken durfte, konnte er auch einen Schritt wagen, den er gerne ſchon ſeit geraumer Zeit gethan hätte, den ihm aber bisher ſein Verſtand, wie ſeine Gewiſſenhaftigkeit verbot. Er führte den 18. April 1828 die von ſeinem Herzen längſt Erforne als treue liebe Gattin heim: Fanny Bucher, die einzige Tochter des Handelsmannes und Oberſten Jakob Bucher, welcher durch Fleiß, Geſchick, Beharrlichkeit und strenge Rechtschaffenheit ſich aus dem Handwerkerſtand — ſein Vater, aus Köniz gebürtig, war ehrſamer Schneidermeiſter — zum angeſehnen Bürger und wohlhabenden Manne emporgearbeitet hatte. Damit die Tochter den verwittweten Vater nicht einsam laſſen müſſe, bezog das junge Paar ſeine Wohnung im Hause dettelben an der Marktgaffe, um hier die 27 Jahre ſeiner glücklichen Ehe zu verleben. Fueter's Gattin war fein gebildet, muſikalisch begabt, mit ihm für alles Schöne, Wahre und Gute begeiſtert und hatte alle Eigenſchaften, die erforderlich waren ihn zu beglücken.

Der neu gegründete Hausstand übte auf unsfern Fueter aber nicht die Wirkung aus, daß er sich bewegen ließ, auf Kosten seiner Berufstätigkeit sein neues Glück zu genießen. Er lebte vielmehr seinen Pflichten mit vermehrtem Eifer. Denn je mehr sein Beruf ihm Erfahrung brachte, desto mehr erkannte er, wie gar Vieles ihm zu lernen noch noth thue. Sein Streben nach vermehrter Erkenntniß und Einsicht wuchs daher nun mit der Zeit, und mit nimmer müdem Fleiß suchte er sich in seiner Wissenschaft weiter zu bilden; nicht dadurch, daß er die gewonnenen neuen Wissenschäze bei sich nur aufspeicherte, sondern so, daß er Altes und Neues mit seinem scharfen, kritischen Verstand erforschte und prüfte und nicht ruhte, bis er sich in die erkannten Wahrheiten und bewährten Ergebnisse vertieft und eingelebt, und sich über dieselben ein wohl begründetes Urtheil gebildet hatte, so daß sie zu seinem unverlierbaren geistigen Eigenthum geworden waren. Wie er selber so stets vorwärts strebte, und wie ihm unvergeßlich war, welche Schwierigkeiten er selbst zu überwinden gehabt, so suchte er auch Andere vorwärts zu bringen und denen über die Klippen fort zu helfen, die er als strebjam erkannte. Daher war er gerne bereit, als einige Studierende der Medizin ihn darum ersuchten, ihnen privatim über Pathologie und Therapie Vorlesungen zu halten, da dieses Fach an der damaligen Akademie ungenügend besetzt war, und der fortschreitenden Wissenschaft nicht Rechnung getragen ward. Er that es mit solchem Geschick und Erfolg, daß das Erziehungsdepartement, welches durch die Staatsumwälzung von 1831 an die Stelle des Ober Schulrathes und der Curatel der Akademie getreten war, auf ihn aufmerksam wurde und ihn bei der 1832/33 vorgenommenen Reorganisation der Aka-

demie, bei welcher besonders an der medizinischen und philosophischen Fakultät die Zahl der Lehrstühle vermehrt wurde, zum Professor der Pathologie und Therapie berief. Diesen Ruf hatte er freilich auch seinen der neuen Staats-einrichtung zustimmenden Gesinnung mit zu verdanken. Wie fast alle seine Freunde hatte er mit Begeisterung die neue Ordnung begrüßt, von der er sich vieles versprach, obgleich er zu einsichtsvoll und billig denkend war, als daß er auf Seite des bisherigen alten Regiments alles für veraltet und verwerflich, auf Seite des neuen dagegen alles schön und gut erklären konnte. Bei der Wahl des neuen Großen Rathes war er durch das Zutrauen seiner Mitbürger nicht nur von der sogenannten Urversammlung zum Wahlgang, sondern auch von dem Wahlmännerkollegium zum Mitglied des Großen Rathes erwählt worden. Indessen sah er bald ein, daß diese politische Thätigkeit seine eigentlichen Amts- und Berufspflichten viel zu sehr beeinträchtigte; und weil zudem das einseitige Parteigetriebe immer mehr überhand nahm, verlangte er nach einiger Zeit seinen Austritt aus dieser obersten Landesbehörde und zog sich von jedem politischen Wirken zurück. Ende August 1833 ward er auch zum Mitglied des Sanitätskollegiums erwählt, dem er bis zu dessen Reorganisation, 1847, angehörte.

Als im Jahr 1834 die Umgestaltung der Akademie in eine eigentliche Universität stattfand, ward Fueter zwar nicht, wie Wyß, Romang und Ith, geradezu übergangen, aber zu einem ordentlichen Professor der allgemeinen Pathologie und Therapie und der Klinik, welche Stelle ihm gebührt hätte, Professor W. Vogt aus Gießen berufen, während er selber mit der außerordentlichen Professor für spezielle Therapie und Poliklinik abgefunden

wurde. Vielleicht hatte er diese Zurücksezung, die ihn geschmerzt haben muß, dem Umstand zu verdanken, daß er s. B. als Mitglied des Großen Rathes sich als unabhängiger und selbständiger Charakter der Parteiparole nicht hatte fügen wollen. Seine Kollegen, Professor W. Vogt voran, machten übrigens im folgenden Jahre, bei der ersten Gründungsfeier, das gegen ihn begangene Unrecht wieder gut, indem Jueter von der medizinischen Fakultät honoris causa das Doktordiplom zuertheilt ward mit der Begründung: *aegrotantes egregia cura et opera saepe ab imminentे periculo liberavit, juventutem optimis praeceptis ad recte intelligendam corporis humani naturam adduxit et scriptis medicæ artis ipse profuit;* oder, wie sein Freund, Prof. G. Studer, es in seiner Grabrede aussprach, weil er „nach der Art, wie er nach Vollendung seiner Studien und nach seinem Eintritt in's praktische Leben seinen Beruf ausübte, nicht glaubte, als dies Ziel seiner bisherigen Anstrengungen erreicht war, sich nun von der Wissenschaft lossagen und einzige seiner Praxis leben zu sollen, welche, vom Studium abgelöst, bald einmal zur geistlosen Routine wird,“ sondern weil „sein spekulativer Kopf ihm keine Ruhe ließ, bei den bloßen Erscheinungen stehen zu bleiben, vielmehr nach ihrem Wesen, ihren Gründen, ihrem Zusammenhang zu forschen, und so auf Ablegung verjährter Vorurtheile kam, neue Bahnen einschlug und zu Resultaten gelangte, die, wenn sie auch bei genauerer und wiederholter Prüfung sich nicht alle bewähren sollten, doch seinen eigenen Geist frisch und wach erhielten, und selbst durch den Widerspruch, den sie erregten, auf Andere belebend und anregend zurückwirkten.“

Seine akademische Thätigkeit als Lehrer an der

neu gegründeten Universität begann er damit, daß er einem Institut, welches er schon einige Jahre zuvor geschaffen, eine solidere und ausgedehntere Gestaltung gab.

Er hatte bisher im Inselspital eine Klinik gehalten als praktische Anwendung seiner Vorlesungen über Pathologie und Therapie. Da nun die eigentliche Spitalklinik Herrn Prof. Vogt übertragen worden, schuf er seine klinischen Vorträge und Übungen zur Poliklinik um, in welcher nicht nur die Patienten des Spitals, sondern die franken Stadtarmen unentgeltlich behandelt wurden. Aus seinem ersten Jahresbericht des „poliklinischen Instituts“ geht hervor, daß die Uebernahme dieser Arbeit durch Prof. Fueter schon dadurch eingeleitet ward, daß die bedeutende und sehr ausgedehnte Armenfrankenpflege der Stadt-Geistlichen auf sehr wenigen Aerzten, und während mehreren Jahren größtentheils auf ihm lastete. Es entsprach dieser neue, selbstgeschaffene Wirkungskreis vielleicht noch in höherem Maße seinem ihn ganz durchdringenden Triebe, das erworbene Wissen zur praktischen Bildung junger Aerzte und zum Wohl der leidenden Armen nutzbar zu machen. „Die Poliklinik wurde so ganz eigentlich der Schwerpunkt seiner Lebensaufgabe, welcher er auch bis zu seinem Ende treu blieb“ (Dr. Bourgeois). Durch Gründung der Poliklinik hat sich Fueter selber ein Denkmal gestiftet, welches noch bis heute der bernischen Hochschule zur Zierde und der armen Bevölkerung der Stadt Bern zu einem großen Segen gereicht.

Mit welch' verhältnismäßig geringen Mitteln Fueter in dieser Poliklinik so Vieles leistete, mit welcher Ge-wissenhaftigkeit und Sorgfalt er dieses treffliche Institut leitete, das von Jahr zu Jahr an Ausdehnung zunahm, davon geben die von ihm verfaßten jährlichen Bericht-

erstattungen an die obere Behörde die besten Beweise. Im ersten Jahre (1835) wurden 978 Personen behandelt. Die Zahl der Rezeptnummern betrug 4815. Die Gesamtausgaben beliefen sich auf 1,897 Fr. $27\frac{1}{2}$ Rp. Die Einnahmen Fr. 2,200, nämlich: Beitrag des Erziehungsdepartements Fr. 1,800, Beiträge der Geistlichen Fr. 400. Gewiß gibt es keinen seiner Schüler, der nicht mit vollster Anerkennung eingestehen wird, wie unendlich viel sie ihrem unermüdlichen, freundlichen und anregenden Lehrer für richtige Auffassung und liebende Ausübung ihres Berufes zu danken haben. Denn Fueter leitete seine Schüler nicht nur an, als Jünger der Wissenschaft ihren Beruf auszuüben durch genaue und richtige Diagnose und rationelle Bekämpfung der Krankheit, sondern er suchte sie auch zu solchen Aerzten heranzubilden — und das war ihm eigentliche Herzenssache, — welche ein warmes Gemüth für ihre Kranken haben, und ihnen als ächte Menschen- und Hausfreunde rathend und helfend zur Seite zu stehen, indem er in dieser Hinsicht, sich selbst vergessend, mit seinem eigenen Beispiel voranleuchtete. Er warnte sie davor, ihren Beruf handwerksmäßig und schablonenhaft auszuüben, jeden Krankheitsfall nur entweder als einen gewöhnlichen oder als einen „interessanten“, jenen ohne Interesse, diesen nur als ein merkwürdiges Phänomen anzusehen und zu behandeln, sondern mahnte sie, nie zu vergessen, daß sie als mitühlende Menschen mit ihrem Wissen und Können ihren leidenden Brüdern wie ein Freund dem Freunde gegenüberreten sollten.

Fueter's Thätigkeit als Arzt und besonders als Vorsteher der Poliklinik führte ihn von selbst dazu, außer der medizinischen Wissenschaft noch ein anderes Feld zu bearbeiten, das zwar bisher in Bern keineswegs brach

gelegen, jedoch nicht rationell betrieben worden war, nämlich das große und schwierige Feld der Armenpflege. Durch die stetige Bevölkerungszunahme, die noch bedeutender wurde, seitdem Bern im Jahr 1848 Bundesstadt geworden, war das Armenwesen zu einer immer schwerer zu lösenden Aufgabe herangewachsen. Durch seine Praxis hatte Fueter vielfache Gelegenheit, tiefe Blicke in die Verhältnisse und das Leben der Armen zu thun. Er erkannte mit seinem scharfen Blicke bald einmal, was die Armen hinderte, aus ihrer gedrückten und bedrängten Lage sich herauszuarbeiten und emporzuraffen; es war ihm klar, daß nicht nur äußere, sondern auch innere Gründe der Verarmung im Spiele waren. Als äußern Grund erkannte er unter Anderem die schlechten Wohnungen und die oft, ja damals fast durchgehends irrationelle Art der Unterstützung, mit welcher gutmüthige und weichherzige Leute, besonders Frauen — „o diese guten Frauen!“ klagte er oft — zu helfen glaubten, wenn sie sich von zudringlichen, heuchlerischen und verschmitzten Bettlern behören ließen. Deshalb machte er alle Anstrengungen, den Ursachen der Armut durch eine richtige Lösung der Armenfrage zu begegnen, indem er einerseits die städtischen Behörden auf die Uebelstände der Armenwohnungen aufmerksam machte und ihnen mit Wort und Schrift Rathschläge gab, wie die Zahl dieser gesundheitsschädlichen Wohnungen zu verringern sei, und andererseits, indem er eine vernünftigere Armenunterstützung durch Gründung eines städtischen Armenvereins zu organisiren suchte. Den innern Gründen der Verarmung, wie Arbeitsscheu, Genußsucht und Liederlichkeit, hoffte er besonders durch eine zweckmäßig eingerichtete Armenpflege, welche die Armen persönlich aufsuchte, wenigstens einen Damm entgegensezzen zu können.

Als er hauptsächlich wegen dieser seiner Bemühungen um das Armenwesen von seinen Mitbürgern in den Gemeinderath der Stadt war berufen worden, da ging er in erster Linie darauf aus, daß das städtische Baureglement zweckentsprechend revidirt werde, um zu verhindern, daß Hausbesitzer um schnöden Gewinnes willen unheizbare Dachräume oder dumpfige, feuchte Keller als Wohnungen an Arme vermieten, und wiederum, daß durch hohe Neubauten und Ueberbauen der Hofräume den gegenübeliegenden Wohnungen Luft und Licht entzogen werde. Diesen Bestrebungen verdankt seine Broschüre „Ueber das Baureglement der Stadt Bern“ im Jahr 1854 ihr Entstehen. Seinen Gedanken über die rechte Versorgung und Unterstützung der Armen gab er ferner Ausdruck in mehreren von ihm veröffentlichten Schriften, nämlich: „Einige Bemerkungen über das Armenwesen im Kanton Bern“ (im Archiv der bern. gemeinnützigen Gesellschaft 1850), „Nachtrag zu den Bemerkungen über das Armenwesen“ (1850), „Ueber die Krankenpflege der Armen im Hause“ (Präsidialvortrag, gehalten in der Hauptversammlung der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern, 1851), und vor Allem in der längern Schrift „Anleitung zu einer verständigen und wirksamen Armenpflege in der Stadt Bern“ 1853 (bei Haller, 135 Seiten). Daß er am Ende seines Lebens die Leitung des von ihm gegründeten Armenvereins selbst übernehmen mußte (1854), verstand sich beinahe von selbst. Denn schon im Jahr 1846, als die Regierung in Folge der Verfassungsrevision genötigt war, die Änderung der Armengesetzgebung an die Hand zu nehmen, galt Fueter als diejenige Persönlichkeit in der Stadt Bern, welche am kompetentesten war, hier ein Wort mitzureden, und ward daher auch durch

den Regierungsrath in die die Armenfrage vorberathende Kommission berufen. Die von ihm veröffentlichten Schriften über die Armenpflege, vor Allem die wichtigste und werthvollste, die eben erwähnte „Anleitung zu einer verständigen und wirksamen Armenpflege“, werden ihren Werth und ihre Anwendbarkeit trotz der veränderten Armgeseze und Verhältnisse stets behalten.

Seinem äußern Lebensgang, der, wie wir gesehen, in der Zeit seines praktischen Wirkens als Arzt und akademischer Lehrer im Grunde sehr einfach verlief, fügen wir noch Einiges zur Vervollständigung bei, was bisher nicht berührt werden konnte.

Die unsern Füter vor Allem charakterisirende Eigenschaft war die Pflichttreue, und zwar nicht nur hinsichtlich seiner amtlichen, sondern auch in seiner bürgerlichen und gesellschaftlichen Stellung. Auf den Schlag des akademischen Viertels brach er eine vor der Vorlesung im Hochschulgang oder „Klosterhof“ mit einem Kollegen oder Schüler geführte Unterhaltung ab und verschwand hinter der Thüre seines Hörsaals. Hatte er, zu einem Kranken gerufen, die Zeit seines Besuches genannt, so konnte der Patient gewiß sein, daß der Herr Professor zur angegebenen Minute bei ihm eintreten werde. Während seine Familie im Sommer seinen schönen Landsitz „Blumenberg“ auf der Höhe des Altenberg's bewohnte, — weil er als Arzt darauf hielt, daß den Seinen die Panacee aller Heilmittel, frische Luft und freie Bewegung in reichem Maße zukomme, — blieb er in seiner Stadtwohnung und erlaubte sich nur, den Abend bei Frau und Kindern zuzubringen; um dann, nach vollbrachtem Tagewerk, wenn diese zur Ruhe gingen, in die Stadt zurückzukehren, oft bei strömendem Regen, damit seine Patienten,

wenn sie des Nachts plötzlich seiner bedürfen sollten, ihn nicht erst außer der Stadt suchen müßten. Mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit besorgte er seine Kranken; seien sie nun wohlhabend oder arm, da galt ihm Jeder gleich. Mit derselben Genauigkeit erfüllte er auch die übrigen Pflichten, welche ihm seine Stellung als Mitglied des Großen Rathes — freilich nur kurze Zeit — und dann als Mitglied des Gemeinderathes auflegte. In letzterer Behörde war er einer der Thätigsten, Vielen nur zu thätig; er ward trotz aller Hindernisse und Widersprüche nie müde, zum Wohl seiner Mitbürger zu arbeiten und sich jeder Mühe zu unterziehen, sei's Gebrechen und Mängeln abzuhelfen, sei's Mißbräuche und Unsitten zu bekämpfen, bis er sein Ziel erreicht hatte. Dasselbe war der Fall, als er am Ende seiner Laufbahn die Direktion der städtischen Mädchenschule übernehmen mußte, und vollends in dem von ihm gegründeten Armenverein.

Fueter war indessen von allen diesen Aufgaben doch nicht so gänzlich in Anspruch genommen, daß sie sein Denken einzige und allein erfüllten. Er war der Ansicht, daß der Bürger auch gesellschaftliche Pflichten habe, denen er nachkommen müsse. Seine Stellung als Lehrer der Hochschule faßte er daher so auf, daß er sich um die Studierenden nicht nur innerhalb der vier Wände des Hörsaales und nicht nur um seine eigenen Zuhörer zu kümmern habe. Er führte gerne tüchtige junge Leute aus den verschiedenen Fakultäten in seinen Familienkreis ein, besonders solche, deren Angehörige nicht in Bern wohnten, um auf diese Weise fördernd auf sie einzuwirken und ihnen zur Entwicklung und Ausbildung ihres bessern Selbst etwas zu nützen. Namentlich wenn ein junger

Mann musikalische Begabung zeigte, war er ein gerne gesehener Guest im Fueter'schen Hause. Als Bern im November 1848 zur schweizerischen Bundesstadt erhoben wurde, da hielt Prof. Fueter es für seine Pflicht, den Bernern mit gutem Beispiel voranzugehen und den Mitgliedern der Bundesversammlung während ihres Aufenthalts in Bern Haus und Familienkreis zu öffnen und eine freundeidgenössische Gastfreundschaft anzubieten. Leider hatte sein Bemühen nicht den gewünschten Erfolg, theils wegen der vielen Bernern anflebenden Zugeknöpftheit gegenüber Fremden, theils und hauptsächlich wegen des immer schroffer werdenden Parteiwesens, welches von Ende der Vierziger Jahre an das gesellschaftliche Leben in Bern vergiftete. Fueter sah Solches zwar kommen, hoffte aber, die schlimmsten Folgen hindern oder doch mäßigen zu können, wenn die hervorragendsten Männer der andern Kantone die bernischen Verhältnisse auch durch persönlichen Umgang mit den bessern Gesellschaftskreisen der Stadt kennen lernen und hier freundlichen Verkehr finden würden. Die politischen Stürme und die entfesselten Parteileidenschaften vernichteten aber unbarmherzig seine Hoffnungen, und vereitelten seine Bemühungen, um so mehr, da er mit denselben in Bern fast einzeln blieb.

Wie wir schon aus gelegentlichen Neußerungen Fueter's und hauptsächlich aus seiner Betätigung wahrer Nächstenliebe haben erkennen können, war Fueter trotz seines vorwaltenden scharfen Verstandes im Grunde doch eine durch und durch religiöse Natur. Der in der Jugend in Schule und Kirche ihm eingepflanzte Rationalismus, wie er zu Anfang unseres Jahrhunderts sich in Bern fast einzig geltend machte, konnte ihm in reiferem Alter nicht ge-

nügen. Seine persönlichen Erlebnisse und die Erfahrungen, die ihm Leben und Beruf brachten, drängten ihn zu ernstem Nachdenken und genauerem Forschen in der h. Schrift, und so arbeitete er sich zu immer tieferem und völligerem Erfassen der religiösen Wahrheit empor. Über religiöse Dinge hat er nie viele Worte gemacht, aber sein ganzes Wesen und Denken, wie sein Wirken und Leben war immer mehr ein von christlichem Geist erfülltes und getragenes. Während er sich in jüngern Jahren eher der negativen Richtung zugeneigt hatte, war sein religiöser Standpunkt mit der Zeit immer positiver geworden. Den öffentlichen Gottesdienst besuchte er fleißig und seine Bibel kannte er gut. Religiöse Angelegenheiten und Fragen waren ihm von höchstem Interesse. Als Grund und Wurzel von so manchem Nebel und Gebrechen der Zeit sah er an die verkehrte und feindselige Richtung, welche eine immer größer werdende Zahl dem Christenthum gegenüber einzuschlagen begann; und wenn er praktische Aerzte eine allem Religiösen ganz abgeneigte Haltung einnehmen sah, so konnte ihn das auf's Innerste betrüben; besonders weil er erkannt hatte, daß damit sittliches Sinken und oft gänzliches Verkommen Hand in Hand ging. Derartige Wahrnehmungen möchten mit einer Veranlassung sein, an der Hauptversammlung der medizinischen Gesellschaft im Jahr 1847 in seinem Präsidialvortrag die Frage zu besprechen, wie der Arzt vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus sich zur Religion zu stellen habe. Diese Rede, unter dem Titel: „Ein paar wichtige Zeitfragen vom ärztlich-wissenschaftlichen Standpunkte aus beleuchtet“, als Separatabdruck aus der schweiz. medizinischen Zeitschrift erschienen, verdient noch heute alle Beachtung. Wir können uns nicht enthalten, einige, unsern Fueter und seine

Denkweise besonders kennzeichnende Stellen aus dieser Rede anzuführen:

„Die mächtig vorwärts schreitenden Naturwissenschaften bilden mit allen ihren praktischen Folgen eines der einflußreichsten Elemente zur Bestimmung des eigenthümlichen geistigen Charakters, der Vorzüge und Gebrechen unserer Zeit,” sagt F. am Eingang, „und diese sind: Selbstständigkeit der Forschung, Vertrauen auf die eigene und zum Theil rein theoretische Einsicht bei stetigem Sinken des Einflusses der Kirche, des Staates und der Erfahrung; nach Außen gerichtete Thätigkeit bei zunehmender Armut des inneren sittlichen Lebens; irdische Selbstsucht und Begehrlichkeit bei Vernachlässigung höherer geistiger Zwecke; Herrschaft über die Kräfte der Natur bei Erstarkung der niedern menschlichen Triebe im Einzelnen wie in den Massen; überhaupt vorherrschendes irdisches Selbstgefühl bei schwächer gewordenem Bewußtsein unserer Abhängigkeit von höhern Mächten.“ — Dagegen (Seite 6): „Mit der Erkenntniß der Einheit der Kräfte und Mittel, welche in der Schöpfung wirksam sind, steigt unsre Vorstellung von den idealen Eigenschaften des Ursprungs aller Dinge nur um so höher. Es wird das Schöpfungswunder für uns nur um so anbetungswürdiger, indem wir anerkennen, daß der Baumeister, in dessen Geist wir den unsrigen, freilich in unendlich verjüngtem Maßstabe sicher wiederfinden, mittelst einiger weniger, an sich immer nur in einer Richtung thätiger, in blinde Nothwendigkeit gebundener Naturkräfte seine Welt jeden Augenblick wieder neu schafft. Dieses für uns unergründliche Räthsel, dieser Abgrund zwischen dem Gewordenen und den aufgewendeten Mitteln, beweist uns einfach den tiefen Stand unseres Wissens. Nie und nirgends aber wird uns die Unfähigkeit

keit, zwei einander scheinbar widersprechende Thatsachen durch wissenschaftliche Erklärung mit einander in Einklang zu setzen, veranlassen, die eine der andern zum Opfer zu bringen.“

In Beziehung auf den Unsterblichkeitsglauben sagt er (Seite 12): „Denken wir uns das Menschengeschlecht im Ganzen und Großen abgelöst von allem Unsterblichkeitsglauben. Wäre derselbe wirklich nur eine haltlose Einbildung unserer Eigenliebe; könnten Gerechtigkeit und Güte Gottes innerhalb den Grenzen dieser Welt erfüllt werden durch den Lohn einer höhern Entwicklung unseres endlichen Menschengeistes, und diese Wahrheit hätte einst das Bewußtsein der Menschheit allgemein durchdrungen: Glauben Sie denn nach Ihrer Kenntniß des Menschen, ein solches Geschlecht könnte glücklich sein und an sittlicher Vollkommenheit wachsen? Möchte Einer von uns die Verantwortlichkeit über sich nehmen, alle diese Unglücklichen, denen wir in unserm Berufe ständig begegnen, nach freier Willkür geschaffen zu haben? Dürfen wir der Natur eine Sünde zumuthen, die keiner von uns sich möchte zu Schulden kommen lassen, deren keiner von uns fähig wäre?“

Seite 20 sagt er in Hinsicht auf die Bedeutung und Nothwendigkeit einer religiösen Weltanschauung: „Uns (Ärzten) am wenigsten vielleicht fehlt es an Gelegenheit, den biblischen Ausdruck erwährt zu finden, daß Gott züchtigt, wen er lieb hat; daß irdisches Leiden und Unglück vor allem aus den Menschen die Überzeugung ihrer Abhängigkeit von Gott aufdringt, sicherer als alles Andere ihnen die sittlichen Wahrheiten aufschließt, mehr als alles Andere sie bessert und veredelt. Keiner anderseits kennt wie wir das mannigfaltige Siechthum, das dem Gebahren

des Lebemannes folgt, die große Täuschung und Leere, wenn nach langjähriger Anstrengung irgend ein rein irdisches Ziel endlich erreicht worden, den nagenden und blitzähnlich wirkenden Schmerz beim unversehnen Fehlen eines Ringes in der irdischen Glückskette. Niemand durchschaut klarer als wir das Elend des seelen- und körper-
franken Alters bei religiös Verwahrlosten oder Gleich-
gültigen. Niemand erkennt sicherer den langen Schweif von Unglück aller Art, mit welchem nachgeborene Geschlechter für die Sünden und Fehler der Eltern büßen. Wir finden die blühende, leichtsinnige Jugend über kurz oft auf dem Krankenlager und dem Todbett wieder; wir sehen den rein irdisch gesinnten trostigen Mann ein paar Jahre später kleinmütig und verzagt unter der Last von allerhand eingebildeten oder wahren Leiden zusammenbrechen; sehen den Hochmuth des Wissens, den Stolz des Talents, die Verwegenheit hervorragender Geisteskräfte sich trostlos um einen kleinen Fehler im Eingeweide winden, und aus den Hallen der Irrenanstalten, aus den Sälen der Spitäler, aus den Mauern der Gefängnisse führen uns hundert schwarze Fäden zu Lebenszuständen, die ausschließlich von sinnlichen Elementen erfüllt waren."

„Welch' Unglück, frage ich hier beiläufig, wäre es Arzt zu sein, wenn Kunst, Wissenschaft und Beruf, denen wir unser Leben gewidmet, nur Unvollkommenheit, Zweckverfehlung, nur gegenseitige Feindschaft aller einzelnen Kräfte und Thätigkeiten, nur Unzulänglichkeit und Täuschung, Krieg und Niederlage uns vor Augen hielten? Wie wären wir vor allem aus zu beklagen, wenn wir in den gewöhnlichsten Begleitern auf dem mühsamen Wege unseres Berufs, in Schmerz, Krankheit und Tod nur Fehlgänge der Natur und Zerstörung ihrer eigenen Ge-

Schöpfe und Plane gewahren müßten! Nein! auf diesen trostlosen Wahns sind wir Gott Lob nicht angewiesen; mag auch eine kleine Zahl unter uns zeitweilig in demselben verstrickt sein, ihre Schuld ist's, nicht die der Natur; denn die geringste Denkanstrengung muß ihn lösen, auch wenn wir von allen geoffenbarten Wahrheiten der Kirche abzusehen uns vermessen wollten. Auch uns, verehrteste Freunde und Kollegen, zeigen Erfahrung, Verstand, wie die Lehren der Kirche, eigenthümliche sittliche Lebensgesetze und eine sittliche Weltordnung, die den Bogen der Schöpfung erst schließen und befestigen. Die Physiologie oder unsre Naturkenntniß in Bezug auf den Menschengeist lehren dennoch, daß das religiöse Gebiet nicht nur ein sehr wesentliches, sondern das allerwichtigste, edelste seines Gesammtwesens oder ein Bestandtheil seines Geistes ist, ohne den das Ganze weder Sinn hätte, noch seinen Zweck erreichen könnte." (Seite 25):

„Wie sollten übrigens die Kranken, die Laien, das Volk, einen rechten Glauben an Kunst und Einsicht der Aerzte gewinnen, wenn sie bemerkten, daß die geistige Seite der menschlichen Natur, daß die religiösen Bedürfnisse, Gefühle, Gedanken und Bestrebungen, daß ihr Heiligstes und Höchstes jenen gar nicht bekannt wäre oder doch nur als Trugbild eines pfäffischen Wahnglaubens gelten würde? Ist der Arzt, weil für sich selbst kein ganzer Mann, nicht im Stande, in seinen Kranken den vollständigen Menschen aufzufassen und zu behandeln, so wird das rechte Verhältniß zwischen ihm und dem Patienten sich nie feststellen, und das Volk durch die Schuld der Aerzte selbst immer wieder zu Pfusichern und Kapuzinern hingedrängt werden.“ „Ihrerseits werden die Geistlichen zu tieferer Menschenkenntniß und zum

Verständniß der Zeit und ihrer Bedürfnisse nur durch die genauere Bekanntschaft mit dem irdischen Menschen und überhaupt mit der Gesamtnatur gelangen; nur wenn auch sie sich diesen neuen und wichtigen Bildungsstoff, der täglich tiefer und breiter unsre Zeit durchdringt, in höherem Maße, als es bis jetzt geschieht, aneignen, werden sie wieder ihre naturgemäße Stellung gewinnen und den überwiegenden Einfluß, der der Würde und Wichtigkeit ihres Berufs gebührt, auf das lebende Geschlecht der Menschen ausüben.“

Er schließt seinen Vortrag mit folgender Mahnung an seine ärztlichen Kollegen:

„Mit Ausstellung an äußern Formen werden wir sicherlich nichts Gutes bewirken, im Gegentheil, wenn wir die Gefäße, in welchen die Wahrheit für die große Mehrzahl der Zeitgenossen enthalten ist, nicht achten und ehren, verrathen wir unsre Mißachtung der Wahrheit selbst und unsre Unfähigkeit und Unberufenheit, nun an dieser hochwichtigen Angelegenheit uns zu betheiligen, wenn wir den großen Tempel der Kirche, in deren Räumen die Menschen der verschiedensten Zeiten, Bildungsstufen, Gefühls- und Denkweisen für ihre religiösen Bedürfnisse Befriedigung gefunden haben und noch auf lange Seiten hinaus vielleicht allein finden können, nicht heilig halten, trotz einiger architektonischer Mängel, einiger abgebliebener Verzierungen und Bildwerke, so zeigen wir nur, daß der Geist, der diesen Tempel geschaffen und der in ihm waltet, von uns nicht erkannt wird, und wir selbst hinter der Kirche zurückgeblieben sind, daß wir gerade ihrer Belehrung bedürfen, nicht sie der unsrigen. Es bietet uns unser Beruf jede Gelegenheit dar, religiöse Gesinnung und Kraft in Werken der Liebe wirksam zu betätigen und den vielleicht im

Großen noch kaum vorhandenen Beweis zu leisten, daß auch die Unterlage unserer dogmatischen Auffassung, von der wir annehmen müssen, sie habe die Zukunft für sich, ein wahres, ächtes, tiefinnerliches Christenthum zu tragen geeignet sei."

Im Jahr 1848 behandelte Fueter in seinem Präsidialvortrag vor derselben Gesellschaft „die sozialen Fragen“ auf eine Weise, daß, was er damals sagte, noch heute von Bedeutung ist, nachdem doch dieselben seither so manche Wandlungen durchgemacht. Als einzige mögliche Lösung dieser Fragen gilt ihm die volle Betätigung der christlichen Liebe von Seiten der im Leben besser Gestellten. Wir müssen es uns aber versagen, aus dieser Rede mehr als die Schlußworte anzuführen.

„An uns Aerzten aber ist es voraus,“ sagt Fueter, „die Einheit und Liebe, die wir im großen Werk der Natur überall erkennen, auch als Heilmittel anzupreisen für die Gebrechen unserer gesellschaftlichen Zustände. Wer kennt besser als wir die unnatürliche Lage der Einen und das mit so viel Schein und Täuschung versekte Glück der Andern und besonders derjenigen, deren Besitz die Grenzen der Wohlhabenheit überstiegen hat? Wer darf eindringlicher als wir den Vermöglichen und vorab den Reichen zu Gemüthe führen, daß sie den Besitzlosen bei stehen, und rathen, wie sie es thun sollen? An uns Dienern der Natur ist es vielleicht vor allen Andern, den engsten Zusammenhang aller Elemente der Schöpfung und Alles Einzelnen mit dem Ganzen nachzuweisen und zu zeigen, daß die körperlichen, die sittlichen und sozialen Lebensgesetze, als im Keime und in der Wurzel mit einander unmittelbar verwachsen, auch gemeinsame Früchte tragen. Wir Naturforscher und Aerzte werden daher immer daran

erinnern, daß Liebe und Aufopferung für Andere und Alle zugleich größte Klugheit und Eigennutz sind, daß Kräftigung und Entwicklung unseres sittlichen und religiösen Wesens die Förderung des irdischen Wohlergehens des Einzelnen, wie des Ganzen, bedingt, oder daß die Gebote der Kirche und Religion mit den Gesetzen vollkommen übereinstimmen, die in der Staats- und Volkswirthschaft oder in der menschlichen Gesellschaft im Großen und Ganzen gelten und wirken."

Fueter hat sich außer dem, was er selbst geschrieben, noch um ein anderes schriftstellerisches Werk verdient gemacht, dessen intellektueller Urheber er genannt werden darf, ohne es selbst geschaffen zu haben. Als nämlich der Pfarrer von Lüzelflüh, Fueter's Freund Alb. Biziüs, unter dem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf seine Aufsehen machenden Schriften herauszugeben begonnen hatte, beschloß auf Fueter's Antrieb das bernische Sanitätskollegium, ihn zu veranlassen, ein Buch gegen die Kurpfuscherie zu verfassen. Biziüs trat auf den Vorschlag ein und schrieb sein Buch: "Wie Anne Bäbi Zowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Dokteren geht," mit seinen prächtigen Scenen, seinen Charakterzeichnungen voll sinniger Tiefe und wiederum drastischer Originalität, ein Buch, dem man es trotz seiner Vorzüge, die es zum Range von Gotthelf's besten Schriften erheben, dennoch anmerkt, besonders im zweiten Theil, dem planmäßige und konsequente Abrundung abgeht, daß der Verfasser sich gehemmt fühlte durch Gedanken und Anregungen, welche nicht seinem eigenen Geist allein entstammten. Gewiß wird aber deßhalb Jedermann, statt zu rechten mit demjenigen, der Jeremias Gotthelf veranlaßte einmal nicht bloß seine eigenen Pfade zu wandeln, vielmehr es ihm

Dank wissen, daß er den verdienten Schriftsteller diese Pfade geleitet und Miturheber dieses kostlichen Produktes seiner Muse geworden ist. Fueter's Briefe an Bižius sind zwar leider nicht mehr vorhanden, wohl aber diejenigen, welche Fueter von seinem Freunde aus Lüxelflüh erhalten hat, und die über Fueter's Einfluß bei Abfassung dieses Buches deutlichen Nachweis leisten.

Fueter als wissenschaftlicher Mediziner *).

Von Dr. E. Bourgeois in Bern.

Die Thätigkeit Fueter's als wissenschaftlicher Mediziner theilt sich in seine Wirksamkeit als Schriftsteller und in diejenige als Lehrer an der Akademie und Hochschule.

Was zunächst die erstere belangt, so hat zwar Fueter keine größeren litterarischen Arbeiten hinterlassen, keine umfangreichen Bände, und dennoch war er ein sehr eifriger Schriftsteller. Wir besitzen von ihm eine ganze Reihe fürzerer Abhandlungen, welche theils rein medizinischen Inhalts sind oder die Verhältnisse des ärztlichen Standes betreffen, theils die Sanitätspolizei, namentlich die Wohnungsverhältnisse besprechen, mit besonderer Rücksicht auf die Armen, theils im Allgemeinen sich auf das Armenwesen beziehen, dem er je und je seine volle Aufmerksamkeit geschenkt hat. Einige wenige erheben sich zu Betrachtungen

*) Mit verdankenswerther Zuvorkommenheit hat sich Herr Dr. Bourgeois bereit finden lassen, die medizinische Seite von Fueters Thätigkeit zu bearbeiten, wozu durchaus eine fachmännische Hand erforderlich war. Die treffliche Arbeit von Herrn Dr. Bourgeois scheint sich uns hier am besten einzufügen.

sozialer Verhältnisse überhaupt und sind theilweise philosophisch-religiösen Inhalts. Viele dieser Abhandlungen wurden zu bestimmten Zwecken geschrieben und verdanken ihren Ursprung entweder besonderer Veranlassung oder sind der lebensvolle oft fast stürmische Ausdruck eines Gedankens, den er schon längst vielfach in seinem Innern bewegt und dadurch zur Reife gebracht hatte.

Eine große Zahl der mehr rein medizinischen Schrifstücke sind Reden, die Fueter als langjähriger Präsident der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern nach Vorschrift des Reglements jeweilen in den Sitzungen desselben hielt, und die nachher in der damals erscheinenden schweizerischen Zeitschrift für Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe gedruckt und durch Separatabzüge einzeln verbreitet wurden.

Wir nennen unter denselben kurz folgende:

Über die Klippen der rheumatischen Diagnose. Präsidialvortrag, gehalten in Burgdorf den 20. Juni 1839. (Nr. 2 der Schweiz. Zeitschrift für Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe, 1842.) Unter diesem für den Uneingeweihten allerdings etwas räthselhaften Titel greift Fueter die ältere Ansicht über den Rheumatismus an, welche denselben als einen vagen, unfaßbaren Krankheitsstoff in allen Geweben des Körpers herumziehen, und bald diese bald jene Krankheit erzeugen oder komplizieren ließ. Es war dieses eine bequeme Art, mit dem Auftreten einer Menge mit Schmerz begleiteter Erscheinungen, diagnostisch aufzuräumen und fertig zu werden. Fueter zeigt aber, zuerst prinzipiell, dann an vielen Beispielen, daß der Rheumatismus stets an gewisse Gewebe gebunden sei, daß er dort einen longestilen, entzündlichen Prozeß erzeuge, der von der Entzündung aus

anderen Ursachen nicht wesentlich verschieden sei, und daß durch jene ältere Ansicht dem Forschen nach der tieferen Ursache vieler Krankheiten Eintrag gethan werde, was ein wesentliches Hinderniß des Fortschritts in Erkenntniß der Krankheiten sei, indem die wahre Natur derselben unter dem Deckmantel eines Worts verborgen blieb. Das nennt er ganz richtig die Klippen der rheumatischen Diagnose.

Bemerkungen über den Bericht des Sanitätsrathes in Zürich über das gesammte Medizinalwesen im Jahr 1840 (der mediz.-chirurg. Gesellschaft vorgelesen den 16. Oktober 1841). Neben einigen kritischen Bemerkungen über die Rubrizierung der Krankheiten wird der ärztlichen Gesellschaft der Vorgang Zürichs in derartigen instruktiven Berichten als ein nachahmungswertes Beispiel vorgestellt und als Equivalent die Gründung einer ärztlichen Zeitschrift empfohlen. Fueter ist daher als der geistige Urheber der im folgenden Jahre (1842) in Bern von zwei jüngeren Aerzten gegründeten Zeitschrift für Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe anzusehen, deren starke Stütze er in der Folge auch wurde.

Ebenso scharf kritisch in Bezug auf gewisse Mängel der Krankheitsrubrik verfährt Fueter in seinen: „Bemerkungen zu dem Bericht des Gesundheitsrathes an die hohe Regierung von Zürich über das Medizinalwesen im Jahr 1841“ (Zürich 1842) [vide Zeitschrift für Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe 1843, Nr. 10, pag. 305]. Er verwundert sich unter Anderem darüber, daß die in der bernischen Poliklinik so häufig beobachteten und bei dem weiblichen

Geschlechte der ärmeren Klassen durchweg vorkommenden Schwächezustände keine Erwähnung finden. Er deutet an, daß sie wohl entweder verkannt oder unversehens unter andere Rubriken gekommen seien, und ruft dann ironisch aus: „Glückliches Zürich, wo die Weiber aller Sexualbeschwerden, aller dieser Plaggeister der Aerzte, bar und ledig sind, und wo Debilitäts- und Lähmungszustände selbst in der Armenpraxis nicht vorkommen“.

Einander ergänzend sind die zwei Präsidialreden, welche Fueter in den Jahren 1845 und 1846 in Burgdorf hielt: „Der Gastricismus, besonders nach seinem Verhältniß zu anderen Krankheiten“ (Zeitschrift für Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe für 1846, pag. 121), eine vollständige Uebersicht aller dahin einschlagenden Verhältnisse, und: „Andeutungen zur Behandlung des Gastricismus“ (Schweiz. Zeitschrift für Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe 1847, pag. 41), worin Fueter die in allen gastrischen Zuständen ohne Unterscheidung angewandte alte Brech- und Laxirkur angreift, nichtsdestoweniger aber der antigastrischen Kur ihre den Umständen angepaßte Stellung bewahren will.

„Ideen über das Wesen der Gallen-, gastrischen und Nervenfieber und deren Behandlung“, 1836 (gedruckt bei Haller.) Enthält eine Reihe gut gezeichneter Krankheitsgeschichten mit Leichenbefunden, die den heutigen Kenntnissen ganz entsprechen.

„Mittheilungen über die Ruhr“ (Schweiz. Zeitschrift, 1844, April und Maiheft). Anschließend an eine Diskussion in der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft stellt Fueter hier verschiedene Berichte von Schweizerärzten über Ruhr zusammen mit kritischen Bemerkungen.

„Aufforderung zu gemeinsamer Beobachtung der gastrisch-nervösen Fieber. (Cirkularschreiben der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft. Schweiz. Zeitschrift, 1843.) Mit Vorliebe behandelte Fueter die epidemischen Volkskrankheiten und ist hierin rühmlich in die Fußstapfen des berühmten Waadtländer Arztes Tissot getreten.

„Beiträge zur wissenschaftlichen Prüfung der Lehre von den Krisen“ (Präsidialvortrag in Burgdorf. Schweiz. Zeitschrift, 1845). Eine lange, sehr fleißige Abhandlung, worin die unrichtige Ansicht bekämpft wird, daß die mit „Krise“ und „kritische Bestrebungen“ bezeichneten Erscheinungen als besondere Vorgänge angesprochen werden, welche als ein gleichsam fremdes Element in den Verlauf einer Krankheit hineinspielen, während sie in Wirklichkeit dem physiologisch-pathologischen Gange der Krankheit zugethieilt werden müssen. Fueter weist dann auch speziell nach, wie diese falsche Anschauungsweise zu einer unnützerweise komplizirten Behandlung, ja zu direkten Mißgriffen in der Therapie führe.

„Über das naturgemäße Verhältniß der Heilkunst zur Krankheitslehre“ (Schweiz. Zeitschrift, 1843, pag. 1). Diese Abhandlung dient als Einleitung und gewissermaßen als Entschuldigung dafür, daß im folgenden eine Reihe bewährter Rezeptformeln von Professor Dr. Tribolet (Vater) in der Zeitschrift veröffentlicht werden sollen. Der leitende Gedanke der sehr ausgedehnten und mit scharfen kritischen Aussfällen auf die medizinischen, namentlich die deutschen Systeme jener Zeit gewürzten Abhandlung ist der, daß im Grunde die Krankheitslehre (Pathologie) die Anzeichen zur rationellen Behandlung liefern sollte, daß aber, da die Krankheiten

vielfach noch nicht hinlänglich in ihrer wahren Natur erkannt seien, die Wissenschaft vor der Hand hiezu unzureichend sei. Glücklicherweise habe aber die Erfahrung (Empirie) durch Ueberlieferung einen großen Vorrath von Kunstregeln, einen eigentlichen Kunstschatz, aufgehäuft, auf den die Aerzte in Ausübung ihrer Praxis angewiesen seien. Es sei nun Sache jedes Einzelnen, sowohl auf Wissenschaft als Erfahrung fußend, im gegebenen Falle sich durchzuhelfen, wobei Tact und natürliches Geschick in wechselnder Geltendmachung beider Elemente nicht wenig zum definitiven Erfolge in der Behandlung wirken werde. Fueter erkennt mit Freuden an, daß in den letzten Jahren große Fortschritte in der Erkenntniß und Ergründung der Krankheiten gemacht worden seien, und spricht die Hoffnung aus, daß die Zeit kommen müsse, wo die Wissenschaft allein die Heilungswege bezeichnen werde. Schon sieht er, daß in Deutschland neben der ihm speziell unsympathischen Schönlein'schen Schule eine neue, nüchterne, rein physiologisch-pathologische Richtung sich geltend zu machen ansänge, welche auch seither in glänzender Weise sich entwickelt hat.

Hieran schließt sich dann die durch viele Nummern der Schweiz. Zeitschrift hindurch gehende Veröffentlichung von Rezepten aus der Praxis des Herrn Professor Tribolet, des älteren, der zur Ausbildung Fueter's beigetragen hatte und durch seine eminenten Eigenschaften als praktischer Arzt zu einem weit über die Grenzen Bern's reichenden Ruf gelangt war.

Zur richtigen Würdigung des ärztlichen Berufes auf dem Lande und in der Stadt. (Schweiz. Zeitschrift, 1842. September, Nr. 9.) Enthält eine humoristisch gehaltene Vergleichung des Lebens und

Leidens der Stadt- und Landärzte. Fueter würde einen großen Vortheil für die Landärzte darin sehen, daß sie von dem Selbstdispensiren liberirt würden, indem ihnen dadurch viel Zeit zum Studium und zur Praxis erübriggt würde. Er warnt sie ernstlich vor der Gefahr der Trunksucht. Bezuglich der Collegialität hält er dafür, dieselbe sei auf dem Lande leichter zu bewahren, als in den Städten. (?) Hiezu nur eine kleine Probe der humoristischen Färbung dieser Abhandlung: „Wenn der Kollege auf dem „Lande Galle, Schleim und Würmer ausgebohrt und aus- „gefegt, das Blut gereinigt und erneuert, den glieder- „süchtigen Körper erwärmt, den Schwachen gestärkt hat u. s. w., „so sind die Umgebungen wie der Patient gewöhnlich ein- „verstanden und zufrieden gestellt. Wer malt sich aber die „Qual des Arztes, der dem Unglückswagen des hypochon- „drischen Städters, der hysterischen, verwöhnten, unbefrie- „digten, phantastischen Städterin zu folgen gezwungen ist?“

Hieher gehören auch eine Reihe von sehr sorgfältig ausgeführten Jahresberichten der Poliklinik. Vier derselben kamen vor Gründung der Schweiz. Zeitschrift im Druck heraus. Von der Gründung der Zeitschrift an (1842) wurden zehn Berichte in dieselbe aufgenommen und separat abgezogen. Der vierzehnte findet sich im Jahrgang 1850. Von da an scheint Fueter auf die Aufnahme der Jahresberichte der Poliklinik in die Zeitschrift verzichtet zu haben. In denselben legt er die leitenden Grundsätze der Anordnung der Krankheiten auseinander und macht eine Menge der sorgfältigsten statistischen Angaben.

Schließlich finden sich in den Verhandlungen der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft, deren Hauptergebnisse die Schweiz. Zeitschrift enthält, eine Menge Voten Fueter's

über verschiedene Gegenstände, da er öfters und stets in belehrender Weise das Wort ergriff. Wir nennen nur noch einen Vortrag über die asiatische Cholera, mit hauptsächlicher Berücksichtigung der gegen diese Krankheit zu ergreifenden prophylaktischen Maßregeln, welche er in der Herbstversammlung in Münsingen den 1. November 1854 hielt (Schweiz. Zeitschrift, Jahrgang 1855, pag. 234).

Den Uebergang zu den sanitätspolizeilichen Arbeiten bietet eine in obiger Aufzählung übergangene Schrift:

Bemerkungen über den Entwurf eines Reglements über die medizinisch-chirurgischen Staatsprüfungen im Kanton Bern. Bern 1844. Fueter begründet darin das Aufgeben der Zulässigkeit zweier Klassen von Aerzten und spricht sich im Ferneren entschieden dafür aus, daß höhere Ansprüche in Bezug auf Vorbildung zum Eintritt in die Hochschule gestellt werden. Es wurde damals dieser Ansicht Folge gegeben, und seither die Ansprüche durch Forderung der Maturität noch erhöht.

Zu den die Sanitätspolizei betreffenden Schriften Fueter's gehören:

Einige Rathschläge zur Vermeidung der in unserm Lande besonders zahlreichen, durch atmosphärische Einflüsse oder Erfältungen entstandenen Krankheiten. (Präsidialvortrag in Burgdorf, Juni 1849. Schweiz. Zeitschrift 1850, pag. 1.)

Die Baupolizei der Stadt Bern in ihren Beziehungen zur Gesundheitspflege (Gutachten über die von der Gesundheitspflege verlangten Veränderungen im Baureglement für die Stadt Bern. Schweiz. Zeitschrift, 1851.)

Beide Arbeiten verfochten die gleichen Prinzipien einer durchgreifenden Sanitätspolizei in einer Weise, die auch heute noch ihre volle Geltung finden würde und an Vollständigkeit grenzt, wenn man von neueren Erfindungen absieht, wie z. B. der öffentlichen und privaten Anwendung von Desinfektionsmitteln. Bezuglich der baulichen Verhältnisse der Stadt wird der Verbrauch der Lüftsfäule durch das Hineinbauen in alle Hofräume, die dadurch gesetzte Verschlechterung der Luft und die Erzeugung von Infektionsherden gerügt; ferner die Höhe der Häuser im Mißverhältniß zu der Breite der Straßen; die auf die Temperaturverhältnisse einwirkende Anhäufung großer Steinmassen, die im Sommer die Hitze, auch bei Nacht noch, im Winter die Kälte unterhalten. Bezuglich der in der Kälte arbeitenden Berufsarten, Holzhauer, Höckerinnen, Waschfrauen &c. wird gefragt, ob man, da man doch Theater, Museen &c. baue, nicht auch an öffentliche Arbeitsräume denken könnte? Es werden die Einrichtungen der Häuser berührt, die oft unzureichenden Schutz, vor Kälte als auch Hitze, gewähren, z. B. die von der Küche her geheizten Ofen, die ihre Hitze aus Mangel an Abschluß auch im Sommer geben &c. Überall steht die Sorge um das Wohl der arbeitenden Klasse in erster Linie. Es wird in oft sehr starken Ausdrücken auf die Berechtigung zu staatlicher und privater Fürsorge hingewiesen, welche den Armen zukommt, weil sie durch eigene Mittel nicht im Stande sind, allen diesen Uebelständen vorzubeugen, denen daher die höhere Einsicht, durch das Kapital unterstützt, unter die Arme greifen müsse. Füter kann diejenigen nicht begreifen, welche dieses nicht einsehen wollen und anzunehmen scheinen, daß das Proletariat nur durch Gewalt in Schranken gehalten werden könne,

wogegen Fueter in direktem Widerspruch hiemit darauf hinweist, daß die Sorge um den Arbeiter der Verwilderung desselben den stärksten und rationellsten Damm entgegenstelle. Er erhebt sich mit aller Kraft gegen die, welche unter Mißachtung dieser Grundsätze nur ihrem Eigennutz fröhnen, und zeigt ihnen schließlich, daß sie sich noch dazu verrechnen, indem z. B. in Zeiten von Epidemien sich in vernachlässigten Armenquartieren Krankheitsherde bilden, welche von da aus Tod und Verderben auf anderweitige Stadttheile verbreiten (so namentlich bei Cholera, Ruhr &c.) oder indem überhaupt verschlechterte Gesundheitsverhältnisse der Armen die Zahl der Unterstützungsbedürftigen und somit auch die Steuerpflicht erhöhen.

Auf das Armenwesen sich beziehende Arbeiten.

Die erste hieher gehörige Schrift:

Soziale Fragen vom Standpunkt des praktischen Arztes. (Präsidialvortrag, gehalten an der Hauptversammlung der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kts. Bern. Burgdorf, Juli 1848. (Schweiz. Zeitschrift, 1848) ist oben bereits zur Sprache gekommen.

Wichtig scheint es mir jedoch, noch hervorzuheben, daß Fueter anlässlich der Erziehung der Armen die erste Anregung zu den damals noch nicht bestehenden, jetzt sich so sehr wohlthätig erzeugenden Krippen gibt. (pag. 22 und 23.) In der ebenfalls bereits genannten Schrift: „Über Krankenpflege der Armen bei Hause“ geht Fueter davon aus, zu beweisen, daß die unentgeltliche Armen-Krankenpflege ohne zu große Kosten überall im Lande einzurichten wäre. Bezuglich größerer Defizitome gibt er den Aerzten eine Reihe vortrefflicher Rathschläge und

feuert sie lebhaft dazu an, ihre Stellung auszunützen, um mit Anstrengung dem vorgestec̄ten Ziele nachzustreben.

Ebenso wurde bereits berührt:

Einige Bemerkungen über das Armenwesen im Kanton Bern.

Nachtrag zu den Bemerkungen über das Armenwesen. Bern 1850, sowie: Anleitung zu einer vernünftigen und wirksamen Armenpflege.

Über das Armenwesen mit Berücksichtigung der Aerzte, hinsichtlich der zu treffenden Maßregeln. Präsidialrede (damals Vice=Präsident) vor der Hauptversammlung der medizinisch=chirurgischen Gesellschaft. Burgdorf, 28. Juni 1854.

Es wird hier nach den Ursachen des Pauperismus geforscht und diese werden gefunden: in Theurung der Lebensmittel (Kartoffelfrankheit), Uebervölkerung, die durch Auswanderung nicht verbessert werde, Mangel an Arbeit, wo der Staat auf verschiedene Weise aushelfen sollte (pag. 43), Schwäche der Regierungsgewalt gegen verschiedene Auswüchse der bürgerlichen Freiheit (wobei der Beschränkung des Niederlassungsrechts das Wort geredet wird), andererseits, hingewiesen auf Beschränkung der Freiheit des Kapitals (die zu hohen Zinsen und Hausmiethen wehren soll); kirchliche und religiöse Erschaffung, Mangel an christlicher Zucht, besonders bei dem Proletariat, die Mängel der Armenpflege selbst, und endlich die Brantweinpest. Zur Beschwörung der letztern wird vorgeschlagen: Vertheurung dieses Getränkes, Erhöhung der Wirtschaftspatente (pag. 44), Belehrung des Publikums durch Aerzte. Außerdem wird in dieser Sitzung auf Füeter's Antrag eine Vorstellung der medizinisch=chirurgischen Gesellschaft an den Grossen Rath des

Kantons Bern, bezüglich der Branntweinpest beschlossen, deren Ausführung durch das Komite in der Herbstversammlung (Münsingen, 1. November 1854) durch Fueter angezeigt wird. (Text obiger Vorstellung: Schweiz. Zeitschrift 1855, pag. 237.)

Der Charakter der medizinischen Schriften Fueter's ist als ein vorzugsweise kritischer, daher auch polemischer zu bezeichnen; die Tendenz derselben ist reformatorisch, ohne daß er selbst wesentlich Neues geschaffen. Allein durch seine natürliche Begabung und die wissenschaftliche Ausbildung, und ganz besonders durch sorgfältiges, fruchtreiches Studium alter und neuer Schriftsteller hatte er eine Stufe der übersichtlichen Erkenntniß erstiegen, von der aus ihm sowohl der Rückblick gewährt wurde auf die ältere, der Verjährung entgegengehende Schulweisheit, als der Ausblick auf eine andere Zeit, in welcher die Schuldogmatik einer bessern Erkenntniß zu weichen anfieng, die durch den Fortschritt der Naturwissenschaften und ihre Anwendung auf die Heilkunde herbeigeführt zu werden begann.

Was er nun als wahr erkannt hatte, an dem hielt er fest, mit dem war er stets lebhaft beschäftigt. Daher der rege Trieb in ihm, durch Wort und Schrift den seiner innersten Ueberzeugung nach richtigen Ansichten Eingang zu verschaffen. Das geschah mit einer Lebendigkeit, Frische und einem Eifer, die ihm ganz eigen waren. Das Unrichtige und Veraltete greift er stets mit schneidender Schärfe an, nie jedoch mit verlebender Härte; denn seine Kritik ist stets sachlich, wird nie persönlich. Der Drang der Gedanken führt ihn zuweilen zu einer fast erdrückenden Wortfülle.

Frägt man nun nach den Objekten, die solch' leb-

haftem und gedrängten Redefluß zu Grunde liegen, so sind es freilich keine neuen Entdeckungen oder hohe Probleme: doch sind es Gegenstände von großer Wichtigkeit und Tragweite für die Wissenschaft, den Arzt und seine Kranken, denn es fehlt ihnen nie eine praktische Bedeutung. Es sei uns vergönnt, dieses durch ein Beispiel zu erläutern. Es war damals in der praktischen Medizin Sitte, bei Beobachtung eines Krankheitsfalles aus den einzelnen Erscheinungen desselben auf besondere Charaktere des Leidens zu schließen. Wenn bei einer Lungenentzündung z. B. sich starke Störung der Verdauung, starker Zungenbeleg einstellte, so wurde daraus auf gastrische Komplikation geschlossen; trat ein unerklärter, gleichviel ob flüchtiger oder fixer Schmerz auf, so rief man den rheumatischen Charakter an, zeigte sich gelbliche Färbung der Haut, so war die gallige Komplikation bei der Hand, hatte der Kranke gar Schlaflosigkeit oder Delirien, so war die Krankheit nervös geworden. Das gab die komplizirtesten Krankheitsbilder; die eingebildete Nothwendigkeit, all' diesen Phasen einzeln zu begegnen, setzte den Arzt in nicht geringe Verlegenheit, und die Folge davon war oft große Unsicherheit in der Behandlung. Fueter nun, getragen von den Fortschritten, welche die pathologische Anatomie, die Physiologie und die präziseren diagnostischen Methoden in die Erkenntniß des Wesens und des Sitzes der Krankheiten gebracht hatten, drang darauf, solche komplizirte Krankheitsbilder von allem Unzükommlichen zu entkleiden, indem er auf die Nothwendigkeit hinwies, vor allem aus den Hauptsiß des Leidens im gegebenen Falle zu ermitteln. Der sogenannte rheumatische Charakter fand dann oft seine Erklärung in einer physikalisch nachweisbaren gleichzeitigen

Brustfellentzündung, der Gastricismus wurde als Folge der Heftigkeit des Fiebers erkannt, die gelbliche Blutfärbung mußte theils der veränderten Blutmischnung, theils zuweilen bei rechtseitiger Pneumonie einem direkten Uebergang der Entzündung auf die Leber zugeschrieben werden; die Delirien waren aufgetreten, weil die Lungenentzündung bei ihrem aufsteigenden Gange die Spitze des Organs erreicht hatte u. s. w. So fiel dann schließlich der lächerliche Troß eines rheumatisch-gastrisch-gallig-nervösen Charakters des Leidens dahin, weil alle diese Erscheinungen durch die Krankheit selbst erklärt waren.

Wenn Fueter mit Feuereifer sich gegen solchen und ähnlichen Unfug erhob, wenn er alle Segel seiner Rhetorik dagegen spannte, so könnte leicht ein nach heutigem Schnitt gebildeter, blasirter Jünger der Medizin, dem, ohne sein geringstes Zuthun, der ganze Schatz der durch vereinte Anstrengung seither erworbenen Erkenntniß im Schooße liegt, in Versuchung kommen, sich zu fragen, ob denn jene kritischen Predigten Fueter's einen ihrer Arbeit würdigen Preis erlangt haben? — Ohne Zweifel! Wenn es auch manchen, der den Entwicklungsgang des Ganzen nicht mehr zu übersehen vermag, anders erscheinen möchte. Sie sind lebendige Steine in dem großen aber mühe-reichen Bau der Erkenntniß, und ihre praktische Seite, die Richtigstellung der Diagnose und einer darauf ge-gründeten gesunden Therapie, hat längst in der ärztlichen Wirksamkeit Fueter's selbst und seiner zahlreichen Schüler-schaar zum Wohle der Leidenden ihren reichen Früchte-segen gebracht.

An der Spitze der von ihm begründeten Poliklinik, welche den Armen der Stadt unentgeltlichen erleuchteten Rath und Behandlung brachte, entwickelte Fueter als

Lehrer der Medizin eine höchst rege und gesegnete Thätigkeit. Er fand darin, wie wir seinem von Dr. Friedrich Küpfer für die medizinisch-chirurgische Gesellschaft verfaßten Necrologe entnehmen, die Erfüllung eines schon lange in ihm rege gewordenen und mit Liebe gepflegten Wunsches, die erworbenen Kenntnisse zur Mittheilung an angehende Aerzte und zum Wohle der franken Armen zu verwenden. Er widmete dieser Arbeit einen großen Theil seiner Tageszeit, und damit auch seiner Kräfte, und zwar oft auf Kosten seiner schwachen Gesundheit und unter Hintansetzung einer angenehmen und einträglichen Privat-praxis. Es war sein festes Ziel, tüchtige, zur Praxis angeleitete, mit allen diagnostischen Mitteln vertraute, vorurtheilsfreie Aerzte zu bilden. Seine Lehrweise war sehr belebt, höchst anregend, ja zuweilen fast begeistert. Er scheute keine Mühe, sich verständlich zu machen, und war stets bereit, dem verlegenen Schüler in speziellen Fällen seinen besondern Rath zu ertheilen. Auch hingen ihm die Studenten mit großer Liebe und Achtung an; denn einem jeden mußte sich sogleich der Eindruck aufdrängen, daß hier aus Überzeugung und Liebe zur Wahrheit gesprochen werde und nicht nur, um die Zuhörer mit schönen Worten zu unterhalten. Alle haben ihm lebenslängliche Dankbarkeit und Verehrung geweiht.

Die Poliklinik wurde im Schausaalzimmer des Insel-spitals abgehalten, täglich um 11 Uhr. Alle von den Praktikanten seit dem vorigen Tage verschriebenen Rezepte wurden vorgelegt, von Professor Fueter gemustert und kritisiert, und von den Betreffenden Rechenschaft über ihre Thätigkeit verlangt. Hernach wurden die herbeigekommenen Patienten untersucht. Fueter drang stets darauf, daß dies in der genauesten Weise geschehe. Klage ein-

Kranker z. B. über einen Schmerz, so mußte der Praktikant zunächst den Sitz, die Ausdehnung, die Grenzen, die Art desselben, subjektiv ermitteln. Dann wurde tiefer geforscht durch objektive Untersuchung. Dieses geschah, vorzüglich bei Brust- und Herzkrankheiten, durch die Methode der Auscultation und Percussion, eines diagnostischen Mittels, in welchem Professor Fueter zu einer Zeit schon große Uebung hatte, als es in Deutschland noch wenig verbreitet, ja unter den bernischen Aerzten, und Anfangs selbst auf der Hochschule, fast gar nicht bekannt war, wiewohl schon im vorigen Jahrhundert Auenbrugger in Wien den ersten Anstoß zur Percussion gegeben hatte, und diese Anfangs des 19. Jahrhunderts durch Corvisart in Paris wieder aufgenommen und von Lænnec durch die Auscultation ergänzt worden war. Es bleibt zweifelhaft, auf welche Weise Fueter, seinen Kollegen voranleilend, zu dieser speziellen Ausbildung gelangt ist. Man kann jedoch vermuthen, daß er bei Dr. Brönn in St. Aubin, der wahrscheinlich französische Bildung als Arzt erhalten hatte, die erste Anregung hiezu erhielt, und daß er dann als Autodidakt theils durch praktische Uebung, theils durch das Lesen französischer Schriftsteller sich ferner ausgebildet hat. Wenn man bedenkt, daß diese Untersuchungsmethode das einzige Mittel ist, zu einer bestimmten Unterscheidung der Lungen- und Herzkrankheiten zu gelangen, so darf man sich nicht mehr wundern, wenn die geübte Handhabung desselben ihm einen solchen Vorzug vor seinen Kollegen, auch den älteren, gewährte und ihm den staunenden Beifall seiner Schüler zusicherte. Es ist entschieden das bleibende Verdienst Fueter's, die Auscultation und Percussion zuerst in Bern eingeführt und sie in wenig Jahren zum unschätzlichen Gemeingut der

Aerzte unsers Kantons gemacht zu haben. Er widmete diesem Fache an der Hochschule eine eigene Vorlesung. Außerdem hielt er an der Hochschule unabhängig von der Poliklinik, „klinische Vorträge“, in denen er, auch die äußere Form der starren Katheder-Lehrweise durchbrechend, bald in Behandlung stehende Fälle besprach, bald einzelne Kapitel der Pathologie und Therapie durchgieng, und seine Schüler zu eigenem Denken und Verarbeiten des Gelernten veranlaßte, stets bemüht, ihnen auch die gesunde Skepsis beizubringen, mittelst deren es ihm gelungen war, die Krankheitslehre in vielen Fällen von unnöthigem Ballast zu entledigen und sie allein auf die exakte Forschung zu stützen. „Die Anfangs an der Hochschule von ihm gelehrte allgemeine Pathologie, von welcher er mit besonderer Vorliebe die Lehre der Nervenkrankheiten auf „neue und geistreiche Weise behandelte, wurde später von Andern übernommen“. (Fr. Küpfer, Nekrolog.)

Daß mitten in dieser angestrengten Arbeit Fueter die eigenen Studien nicht vernachlässigte, sondern unablässig bemüht war, sich weiter auszubilden, erhellt schon aus den in Wort und Schrift niedergelegten Früchten dieser Arbeit. Er ging hierin, alle Lücken ausmerzend, auch auf elementare Fächer zurück, wie uns denn aus den Vierziger Jahren bekannt ist, daß er sich noch eifrig mit Anatomie beschäftigte. Der Umstand, daß er farbenblind (rothblind) war, bereitete ihm manche Schwierigkeiten, welche er aber durch Anwendung seines großen Scharfsinnes meist zu beseitigen vermochte.

Werfen wir noch einen Blick auf Fueter als Arzt, so möchten wir zunächst an ihm die Treue in Erfüllung seiner Berufspflichten, die geordnete Regelmäßigkeit seiner Arbeit und seine Unermüdblichkeit, selbst

dann, wenn er selbst leidend war, hervorheben. Das Wohl der Kranken ging ihm über Alles. Die eigene Bequemlichkeit, die Nachtruhe namentlich, wurde von ihm nicht geschont, wo es galt, Hülfe zu leisten. Von seiner Un-eigennützigkeit gibt schon das Opfer an Zeit und Mühe Zeugniß, welches er der Besorgung der poliklinischen Armen zwandte. Seine Räthe an Unvermöglche sah man ihn öfter, wo es noth that, durch Geldgaben unterstützen, denn für die Armen hatte er stets ein warmes Herz, doch ohne allen äußerer Schein, weil an ihm Alles lauter war, und ohne Empfindeli; denn ihre Sorglosigkeit und ihren Unverständ scheute er sich nicht, scharf zu rügen.

Sein Auftreten als Arzt war ruhig, freundlich, heiter, dabei entschieden, und schon deswegen Zutrauen gewinnend, weil die Kranken es sehr bald an dem Arzt zu schätzen wissen, wenn er umsichtig und mit Ernst nach allen Einzelheiten forscht. Sein Handeln war stets wohl überlegt, im gegebenen Falle entschieden, niemals jedoch gewagt. Seine Praxis ist unstreitig in ihren Erfolgen als glücklich zu bezeichnen. In unheilbaren Fällen zeigte er Geduld und Ausdauer. Den Arzneischätz handhabte er mit großer Meisterschaft. Seine Rezeptur war einfach und nahm auf die Verhältnisse des Kranken möglichst Rücksicht.

Gegen Kollegen war er stets tact- und rücksichtsvoll, was um so mehr zu schätzen war, als er oft in den Fall kam, vermöge seiner diagnostischen Kenntnisse, namentlich der Auscultation und Percussion, Krankheiten zu erkennen, die seinen Kollegen entgangen waren. Jüngere Kollegen behandelte er väterlich. Etwaige Mißgriffe derselben rügte er kurz und scharf, doch nur ihnen gegenüber und nie verlebend.

So bewegte er sich viele Jahre in einer vielseitigen, segensreichen Arbeit, von seinen Kranken in Dankbarkeit geliebt, von seinen Kollegen geschätzt, von dem jüngeren Nachwuchs derselben tief verehrt, von Allen als Arzt und Mensch hochgehalten.

Mitten aus dieser den ganzen Mann in Anspruch nehmenden Thätigkeit ward Fueter plötzlich vom irdischen Schauplatz abgerufen, indem ein Herzschlag den 30. April 1855 seinem Leben ein unerwartetes Ziel setzte. Die ganze Stadt trauerte mit den Seinen *), Hohe und Niedere, aber die Armen vor Allem, da sie an ihm einen ihrer treusten, aufopferungsvollsten Freunde verloren hatten. Das ungewöhnlich zahlreiche Leichengeleite war dafür ein sprechendes Zeugniß.

Dieß war der Mann, dessen Gedächtniß wir wieder aufzufrischen gesucht haben. Der äußere Verlauf seines Lebens ist einfach und ohne besonders merkwürdige Einzelheiten, zeigt uns aber einen Mann, der mit seltener Beharrlichkeit und Ausdauer alle sich ihm entgegen stellenden Hindernisse zu überwinden und sich über das gewöhnliche Maß eines Durchschnittsmenschen emporzuarbeiten vermocht hat. Professor Dr. Eduard Fueter wird daher unter den aus Bern hervorgegangenen verdienten Männern stets im Gedächtniß seiner Mitbürger einen Ehrenplatz einnehmen und unter den wägsten und besten Söhnen Bern's stets mitgenannt werden.

*) Von 7 Kindern waren 3 noch im Kindesalter.

B r i e f e
von
Albert Biziüs (Jeremias Gotthelf)
an
Prof. Dr. Ed. Fueter in Bern.

Lüxelflüh, den 15. November 1838.

Deinen lieben Brief, du narochtiges Schätzkind, habe ich richtig erhalten und denselben alsbald an seine Adresse oder vielmehr an Peter Käser*) abgegeben, sintelal wir sehr gute Freunde sind, aber denn doch nicht die Gleichen. Peter Käser und Jeremias Gotthelf sollen nicht verwechselt werden und dem Einen zu Ehren geschrieben, was dem Andern zugehört. Jeremias Gotthelf hat in Liebe und Leid sattsam zu tragen, so daß es ihm wohl nicht zuzumuthen ist, das, was Käser in Beidem sich zu ziehen mag, noch auf seinen Buckel zu laden.

Käser ist ein gar schüchtern Mannli, so handlich er manchmal auch schreibt; der wagt nicht, sein Gesicht zur Kenntlichkeit zu bringen. Aber jucken that es ihn, mit dem Mißli in die Schranken zu treten, so daß derselbe fast Ursache hat, schalus zu sein. Gar sehr aber wird ihn freuen dein Lob, das sein erstes ist, welches er erhält, und das noch dazu nicht nur von Herzen kommt, sondern von Einem, der weiß was schreiben ist, und der es erkennt, warum so ein Käser schreibt. Nicht um's Geld, nicht um einen Namen, nicht aus Langeweile, sondern weil es ihm heiz wurde über den Dingen allen, die er sah, und es ihn brannte zu sagen, was ihm heiz oder kalt über den Rücken oder über's Herz lief; weil ihm weh wurde über die Mißhandlungen der Menschheit; weil

*) „Schulmeisters Leiden und Freuden“.

ihm die Augen überließen über manches Schöne, das Niemand sah, weil es weder im Intelligenzblatt, noch im Verfassungsfreund gerühmt stund. So wird dein Lob ihm wohlthun bis tief hinab, und er wird sicher suchen bald ein neues bündiges zu verdienen. Und wenn du dem guten Käser etwas zu verrichten hast, so trage es mir auf, da „Gytihyl“ auf der bilharzischen Karte nicht verzeichnet steht, dummerweise.

Spaß appart, Schatzkind, lasse den guten Käser eine anonyme Person sein; wer das Buch geschrieben hat, ist ja gleichgültig, wenn es nur ein gutes ist; und gar manches Buch thut größere Wirkung, wenn man den Autor nicht kennt. Ich gäbe viel darum, wenn ich als Autor nicht bekannt geworden. Könnte das Erz.-Depart. denken: ich hätte nicht nur die 5 Brantwein-Mädchen geschrieben, sondern auch den Schulmeister, so kriegte es schlechte Opinion von meinen Amtsverrichtungen und verekte mich ab; und möglicherweise theilte das Publikum seine Meinung und ärgerte sich an einer Vielschreiberei, welche der Berner Pomade verdächtig vorkommen muß.

Weißt du was! Komm bald einmal ins Emmenthal und sage dem Käser persönlich, wie er dir gefallen. Ich bin überzeugt, ihr werdet einen vergnügten Tag mit einander haben, wenn ich euch zusammengebracht. Mach das; aber ich bitte, lass mir den Käser ruhig und schmelze ihn nicht mit dem Jeremias Gotthelf zusammen, dem ich nun einmal zu Gevatter stehen muß.

Also noch einmal freundlichen Dank Namens des Käisers, und freundlichen Gruß von deinem alten

Alb. Bißius.

Lübzeflüh, den 10. April 1841.

Lieber Freund!

Du wirst gar nicht wissen, was das soll — höre!

Da habe ich was wunderliches geschrieben, das den Titel tragen soll: „Der Sylvestertraum, eine Neujahrsgabe für 1842.“ Der Schinder rieh mir erſtlich, dem Steiger, der 7 Bücher zu Neujahrsgeschenken ausbot, ins Gehäge zu reiten. Zweitens drängt es mich fast unwiderstehlich, wenn ich, wie das „Intelligenzblättchen“ sagt, etwas triviales geschrieben, auch das als unpassend Niedergehaltene aufzulöden zu lassen.

Nun aber habe ich noch nie etwas geschrieben, das mir nichtemand durchgesehen und im Allgemeinen beurtheilt hat. Denn ich selbst weiß nie, ob etwas dumm oder recht ist. Ganz besonders stehe ich bei diesem Stück am Berge; manchmal kommt mir vor, das Publikum werde sagen, ich werde ein Narr; und wiederum scheint mir, man werde finden, ich werde endlich genießbarer. Da möchte ich nun ein unparteiisch litterarisch Urtheil, abgesehen vom subjektiven Gefühl.

Die meisten letzten Stücke las mir Gari*), und sein Urtheil war mein Oракel; aber diesmal kann ich es ihm nicht geben, ehe es gedruckt ist. Wenn du es liest, so wirst du sehen warum!

Daher muß ich an dich wachsen; ich weiß sonst Niemand, den ich dafür angehen darf, und dessen Urtheil ich trauen darf.

Es ist freilich eine strenge Zumuthung, etwas Geschriebenes zu lesen, es schaudert mir vor Geschriebenem, selbst vor dem Meinen. Aber du weißt, daß man ge-

*) D. i. Carl Böhme, gew. Oberrichter.

wöhnlich Andern mehr zumuthet als sich selbst; und dann ist's nicht so lang, in $1\frac{1}{2}$ Stunden hast du es runter. Am Märit komme ich nach Bern, will dann mein Urtheil hören, wenn du bis dahin die $1\frac{1}{2}$ Stunden dazu gefunden hast. Aber, wie es aussfallen mag, sage Niemand was davon.

Doch ich will dich nicht mit noch mehr Geschriebenem plagen, ich habe dir einstweilen viel genug zugemuthet.

Also auf deine Gefälligkeit bauend grüßt dich herzlich

Dein Alb. Bißius.

Lübzeflüh, 22. November 1841.

Lieber Freund!

Im Augenblicke waren die wenigen Exemplare fort von „Uli“, welche mir der Verleger oder Verkäufer gesandt hatte, und die Andern wollten gar nicht nachkommen. Darum kriegst du erst jetzt eins, nachdem dir Cari *) vielleicht schon 8 Tage vorher davon geschwärzt hat.

Denke dir: mein Sylvestertraum ist mir verloren worden. Schon im April sandte ich ihn einem Buchhändler und erhielt trotz Fragen keine Antwort, bis ich ihn um Mitte Oktobers ernstlich zurückverlangte. Da kommt die Nachricht: er sei auf einem Dampfschiff in einem Reisejack gestohlen worden.

Du kannst dir denken, wie wohllustig das mir den Rücken aufführ.

In aller Täubi machte ich ihn neu, und jetzt soll er doch noch vor dem Neujahr erscheinen, wenn er nämlich nicht noch einmal verloren geht.

Dich herzlich grüßend

Dein Alb. Bißius.

*) Bißius.

Lüxelflüh, 6. Januar 1842.

Hier, lieber Fueter, endlich der Sylvester-Traum, den ich gestern erhalten, als alle Buchhändler ihn schon ausgeschrieben hatten. Es ist ein sonderbares Ding. Mich nimmt Wunder, was man dazu sagt.

Für dein Urtheil über Uli danke ich dir sehr, du stellst ihn doch wohl zu hoch. Weißt du, daß es viele gibt, ältere Pfarrer, aber namentlich die junge Schule, welche ihn nicht christlich finden. Die junge Garde, Kurz, Hünerwadel &c. finden ihn schändlich langweilig.

Du siehst, sein Werth ist nicht halb so ausgemacht als du denfst. So ein Pfarrer sagte mir, er dürfte ihn keinem Unterweisungskind empfehlen, ja seinen Töchtern, die längst unterwiesen und aus dem Welschland sind, habe er ihn auf das Strengste verboten. Was sagst du dazu?

Herzlich grüßend

Dein Alb. Bißius.

Lüxelflüh, den 10. März 1842.

Lieber Freund!

Du erlaubst mir wohl, dich etwas zu fragen, aber ganz unter der Hand, denn du bist doch wohl in der Sanitätskommission, wo der Schneider *) Präsident.

Dieselbe hat mich angefragt über die Quacksalberei, und dummerweise habe ich ein läßlichen Bescheid gegeben. Darauf hat man mir gesagt, man wolle aus den Akten alles Einzelhagende ausziehen und mir zu Händen stellen lassen, entweder für den Kalender oder aber eine eigene Schrift.

Nun weiß ich nicht, war es Ernst damit oder Spaß; soll der Sache noch Folge gegeben werden oder nicht? Das möchte ich wissen. Für den Kalender ist es bereits zu spät. Soll also in diesem Jahre noch etwas gethan

*) Regierungsrath Dr. R. Schneider.

werden, so muß es in einem eigenen Schriftchen geschehen oder versucht werden. Zu diesem Versuche hätte ich gerade jetzt Zeit, wo ich den Kalender hinter mir habe und nichts Neues angefangen.

Nun möchte ich dich vorerst bitten, mir zu melden, ob es Ernst oder Spaß ist, und ist's das Erste, den Sekretär unter der Hand zu bewegen, mir das zu schicken, was er an Auszügen bereits gemacht hat. Ich meinte eigentlich nicht solche Auszüge, als ich von Unterstützung redete, sondern lebendige Mittheilungen der Aerzte, Schilderungen der Persönlichkeiten der Quacksalber, namentlich um Bern herum. Da kannst du wohl aushelfen?

Aber noch in einem mußt du aushelfen, wenn die Sache Ernst ist. Von der Medizin verstehe ich den Teufel nichts, kann daher die Quacksalberei nicht in ihrer Anschaulichkeit darstellen, oder, wenn ich's versuche, so riskire ich die größten Böcke. Ich kann daher dieses Büchlein nicht schreiben wie andere, wo ich auf bekanntem Felde war. Ich muß tappen, muß aufsezen, dann zur Einsicht geben, dann in's Reine schreiben; das gibt ein etwas langwieriges Ding.

Nun habe ich dich erkoren zum Einseher des Dinges. Es ist freilich „uverschont“, aber du nimmst das Postchen doch an. Für was ist man dann eigentlich Professor, als für das, was andere Leute nicht können. Ich habe über die Quacksalberei nachgedacht und gefunden, daß der Hang des Volkes zu derselben seinen ehrenwerthen, tiefen religiösen Grund hat, theils bewußt, theils unbewußt, und daß gar viele Aerzte durch ihre Frivolität und zur Schau getragene Ungläubigkeit, auch durch das Verachten alter rationaler Mittel und das gedankenlose Gebrauchen neuer ungeprüfter Heilmittel, von denen sie läuten gehört im

Hörsaal, die nach einigen Jahren aus der Wissenschaft verschwinden, vom Lümmel aber 50 Jahre gebraucht werden, Schuld sind, daß die Leute zu Quacksälbern laufen. Doch ich will nicht vorläufig ausdampfen.

Dich schönstens grüßend

Dein Alb. Bißius.

Lübselküch, den 14. Mai 1842.

Lieber Freund!

Dieß und die Beilage wird dir Herr Schneider zusenden.

Ich glaubte ein Zeichen thun zu sollen, wie ich es mit der Schrift meine, und hatte eine glückliche Woche, wo es freie Zeit gab, nun kommt Kapitel *) und Allerlei, so daß ich unterbrechen muß.

Ich habe breit angefangen, und das Ding läuft nicht mit 100 Seiten zu; aber wenn man dabei etwas nützen will, so darf man den Nürnbergertrachter nicht brauchen.

Ich habe auch noch andere Pfuschereien im Auge; so trittet hier z. B. zuerst eine Magd auf, so daß das Ding wahrscheinlich ganz anders wird, als die Sanitätskommission sich gedacht hat.

Du wirst meine absonderlichsten Verlegenheiten mit ? ausgedrückt finden. Ich lasse dann Jakobli **) heirathen, und dann soll der Spaß erst losgehen.

Morgen ist Pfingsten, darum grüßt dich herzlich

Dein Alb. Bißius.

Lübselküch, 30. November 1842.

Lieber Freund!

Endlich nach langer Unterbrechung friegst du hier einen neuen Transport Zowägergeschichten. Seit ich dich

*) Die damaligen Bezirksversammlungen der Geistlichkeit.

**) „Anne Bäbi Zowäger.“

gesehen bis Anfangs Oktober ward ich durch andere Arbeiten unterbrochen und ließ das Ding lieber ganz liegen, als daran zu stümpeln. Nun ist's mir aber begegnet, wie es mir immer geht. Sobald ich eine Arbeit anfange, so kommt ein Geist in die Arbeit, und dieser Geist ist mächtiger als ich, und in jede Person kommt ein Leben, und dieses Leben fordert seine Rechte, will auswachsen und nach allen Richtungen hin sich geltend machen. So ist es mir auch in dieser Geschichte gegangen: die Personen machten sich geltend, und überwuchsen die eigentliche Tendenz, drängten sie in den Hintergrund, so daß der Abschnitt, den du erhaltest, dir übel gefallen wird.

Durch dieses selbständige Auswachsen häuft sich der Stoff nun so, daß er in einem Bändchen nicht Platz hat; dieß wird dir ebenfalls nicht gefallen. Das erste Bändchen soll eine Menge einzelner medizinischer Kalbereien enthalten, den Verstand des Publikums zeigen, soll über Jakoblis Hochzeit gehen, bis zum Ende seines ersten Kindes.

Im zweiten Bande soll dann das Rechte und Tüchtige kommen, das Überwältigen der Finsterniß durch einen alten Pfarrer und einen Landarzt und Jakoblis Frau. Da ich diesen Weg nun einmal festgestellt, oder da er sich mir festgestellt, so lasse ich mich jetzt darauf gehen ohne Hast und Aengstlichkeit. Dadurch wird das Buch dem Schulmeister am ähnlichsten werden, nur daß es mir schwerer wird, weil ich nicht auf wohlbekanntem Boden bin und durch die Wahl der Individuen die Sache mir noch schwerer gemacht habe. Denn es gibt mir oft lange zu finnen, was jetzt so ein Anne Bäbi oder ein Mädi antworten müsse. Darum wird der eigentliche Reiz des Schulmeisters diesem Buche abgehen, während es für's niedere Publikum genießbarer wird. Doch ich habe mich noch alle Male getäuscht über das

Urtheil des Publikums bei einzelnen Büchern, es wird wahrscheinlich auch diesmal der Fall sein.

Nun habe ich im Sinn das erste Bändchen, sobald es fertig ist, zum Druck zu geben, so daß es im Frühjahr ausgegeben werden kann; am zweiten arbeite ich fritt weiter, daß es ein Jahr später zur Welt kommt; so wird der Ankauf erleichtert, denn zwei Bände auf einmal würde Niemand kaufen.

Da mir aber nun die Sache ganz anders aus den Fingern geht, als Ihr mir sie darein gegeben, so ist es natürlich, daß Ihr auch weiter keine Verbindlichkeit habt, sondern daß ich das Manuskript dem Verleger zustelle, wie ein anderes; sollte man später den Ankauf von Exemplaren zweckmäßig finden, so ist dies dann ein Handel, der mit dem Verleger abzuthun ist. Auf diese Weise behält man volle Freiheit; wollte man schon bei meinem Vertrag mit dem Verleger sich eine Anzahl Exemplare aussbedingen, so könnte man sie vielleicht wohlfeiler erhalten, auf den Preis überhaupt influenziren; aber dann wäre man gebunden.

Mir ist die Sache völlig einerlei, ich habe daher gar keine Ansprüche zu machen.

Sobald dieses Bändchen fertig ist, fange ich den Kalender pro 1844 an; wollt Ihr mir Wiße über Quacksalberei einsenden, so werde ich sie in denselben recht gerne aufnehmen, aber vor dem Neujahr hätte ich sie gerne.

O Fueter, es ist ein Elend um unsre Mooskalber von Beamten, sie thun als ob man sie direkt aus der Türkei verschrieben hätte, kriechen auf dem Bauch in Bern, machen die Kolder auf dem Lande, thun von allem nichts, was sie sollen, sondern das Gegentheil, machen die alten Landvögte wieder gut. Noch einige Jahre so, so ist die ganze Pastete d'Schyzgaß ab; und der Regierungsrath stößt den

Wagen, so stark er mag; meint, er könne auf dem Achtungs= gesetz z' Himmel ryte, und merkt nicht, daß das Achtungs= gesetz nichts als ein Bschiß ist, es verdeckts Bschüttloch, wo, wenn man stark druf trappei, sie alle mit einander ersaußen.

— — — Des Meeres Wellen haben dir hoffentlich wohlgethan und Courage gegeben *), denn das ist die Hauptſache. Das Hauptcourage kommt aber nicht aus den Meereswellen, sondern theilweise aus unſerer Lebens= ansicht, theilweise aber auch in dem kleinen Vortheil, daß wir nichts von allem dem, was uns unangenehm afficirt, zum Regenten unſerer Gedanken, zum Zentralpunkt unſeres innern Lebens werden lassen; das ist fast, wie wenn der Feind die Hauptstadt erobert. — Das Ding sieht leichter aus, als es ist; ich muß damit fast alle Tage kämpfen und namentlich des Sonntag Morgens, wenn ich den Kopf so recht klar für meine Predigt haben möchte. Daher ist z. Th. in den heiligen Zeiten der meiste Haussstreit.

Doch ich will aufhören zu plaudern, es ist aber heute ein heimeliger Sonntag dazu. Mache den Censor nur scharf, ich bin froh darüber. Ich habe mich recht ordentlich in Acht genommen vor dir. Flüche wirst du sehr wenig finden und „Dreck“ nur ein einzig Mal, glaube ich.

Dich herzlich grüßend

Dein alter Al b. Bißius."

Lübeck, 13. November 1842.

Lieber Freund!

Sieh' hier bereits die zweite Ladung; es wird mir aber schwer den Stoff zu bewältigen, ich muß noch 10 Bogen beilegen.

*) Fueter war in Oftende gewejen zum Gebrauch der Meer= bäder.

Sag' mir doch, was machen die Morison'schen Pillen für Wirkung? Gibt es nicht auch Kaiserpillen? Wie ist es mit dem Aderlassen? Was wirkt überhaupt bei Frauen nachtheilig auf sie ein von üblichen Mitteln, die man braucht?

Du siehst, ich frage viel auf einmal. Aber ich muß in den Strom, wenn ich ans Ufer will. Es geht mir bei diesem Buche mit der Medizin wie einem, der baden will, aber das Wasser zu kalt findet: er setzt immer an, und sobald er den Fuß drin hat, zieht er ihn wieder zurück. In 14 Tagen oder 3 Wochen denke ich fertig zu sein.

Dich herzlich grüßend

Dein Alb. Bißius.

Lübeck, 29. November 1842.

Lieber Freund!

Vor allem aus danke ich dir für die vielen schönen Dinge, die du mir sagst, noch mehr für die Räthe, die du mir gibst; was ich meiner Natur abringen kann, und was ich der Sache angemessen glaube, soll geschehen. Aber das ist eben der Teufel, daß meine Natur mir immer sagt, so müsse es sein und nicht anders, und verflucht hartnäckig ist.

Der Schluß ward mir etwas schwer und doch mußte ich ihn da setzen: ich durfte den ersten Band nicht größer machen, er wird ohnehin schon zu groß und mithin zu theuer. Die Einsendung von Ripser habe ich bereits theilweise benutzt, wie du sehen wirst. Ich denke, das Ganze sei nicht schlechter als die andern, wenn schon theilweise nicht so gefällig; es war aber auch verteufelt schwer mit diesen Menschen zu wirthschaften. Nächster Tage sende ich dir das zweite Bändchen „Bilder und Sagen“; das erste

sandte ich dir nicht, da du fort warest, und ich dachte, es könnte verlegt oder verloren werden, jetzt aber habe ich keins mehr bei der Hand. Die erste Geschichte, denke ich, werde dir nicht bös gefallen, auch die zweite ist nicht schlecht, wenigstens gefällt sie mir. Daß es mit deiner Gesundheit nicht besser geht, thut mir leid; du weißt aber wohl, daß gewöhnlich erst die zweite Kur anschlägt.

Jetzt will ich ins Bett, es ist spät und geschafft habe ich heute, wie ein Hund. Es grüßt und dankt dir herzlich

Dein Alb. Bißius.

Lüxelflüh, den 22. Dezember 1842.

Hier, mein lieber Fueter, die „Sagen und Bilder“. Die sind besser zu lesen als mein Geschreibsel. Dürfte ich dich bitten, mir von dem Uebrigen das Gelesene zurückzusenden, ich bin am Kapitel machen.

Dich herzlich grüßend

Dein Alb. Bißius.

Lüxelflüh, 4. Januar 1843.

Lieber Freund!

Vor allem wünsche ich dir und den Deinigen ein gut und glückhaftig neues Jahr. Dann will ich dir nur sagen, daß wahrscheinlich dein lieber Brief und mein Päcklein sich gekreuzt auf der Post, so daß ich von deinem Brief keine Notiz nehmen konnte. Damit du nun nicht etwa glaubst, ich hätte ihn mit Fleiß stillschweigend übergangen, so will ich dir nur sagen, daß er mich besonders gefreut und daß ich ihn appart an's Herz genommen. Mit allem Fleiß, welcher mir möglich ist, will ich feilen und schleifen, aber eben das ist meine schwache Seite. Kuriös ist, daß du und meine Frau nicht bloß in allgemeinen Bemer-

kungen, sondern auch in der Kritik einzelner Stellen, ja einzelner Worte, akurat zusammentreffst. Sie hat daher auch den Buckel voll Freude gehabt an deinem Brief und mir, weiß kein Mensch wie oft, gesagt: „Ja gäll!“

Daß der Reflexion zu viel ist, weiß ich wohl; es geschah dieß in einer Art Verzweiflung. Der Stoff überwältigte mich. Das Beste konnte ich nicht geben, konnte nicht dazu gelangen. Das Dramatische schien mir zu unbedeutend, und um zu salzen und zu flicken, reflektirte ich, damit die Leute doch was hätten.

Du kennst sicher die Stimmungen auch, wo es dunkel wird vor den Augen, man maßleidig wird, mit nichts zufrieden ist und zum Teufel möchte, wenn man nur wüßte, wo ihn finden.

So gieng es mir bei diesem Buche mehr als einmal. Ich glaubte mich anfangs auf diesem fremden Felde arm an Stoff, legte daher das Ding verwickelter an und legte die Hauptache in die Personen und ihre Entwicklung, und kriegte nun die Finger zu voll, daß ich nicht wußte, was damit anfangen. Im zweiten Theil will ich mit aller Besonnenheit zu Werke gehen. Sobald ich mich etwas frei geschlagen, fange ich ihn an, und wenn du mir erlaubst, so sende ich dir parthienweise, was mir entronnen.

Nun geht die Sonne auf und zwar prächtig am wolkenlosen Himmel; ich will ins Freie und den ersten Lauf thun im neuen Jahre.

Gott spare dich gesund und gebe dir frisches Guraschi;
Dein Al b. Bißius.

Lügelslüh, den 13. März 1843.

Lieber Freund!

Hier hast du endlich das Buch, mit dessen Geburt du so geplagt warest. Es dudderet mir etwas in Bezug auf

seine Aufnahme. Die Leute werden nicht recht wissen, was sie damit machen sollen. Der zweite Theil, von dem ich Eari einen bedeutenden Theil zusende, und der ihn dir mittheilen will, erläutert das besser. Indessen kann der fürzestens in einem Jahre zum Vorschein kommen.

Du siehst aber daraus, daß ich fleißig bin, wirfst aber zugleich auch finden, daß der Schuster vielfach über den Pantoffel gegangen.

Dich schönstens grüßend

Dein Alb. Bihus.

Lüxelflüh, den 6. Oktober 1843.

Lieber Freund!

Wo steckst du? Doch nicht immer noch in Pfäfers? Um das zu vernehmen, sende das kleine Ding, so eine Art Intermezzo ins Populäre. Laß die guten Tage nicht alle vorbeigehen, wenn du noch kommen willst zu

Deinem Alb. Bihus.

Lüxelflüh, den 23. Mai 1844.

Lieber Freund!

Hier endlich Anne Bäbi. Was du gewollt, habe ich verändert. Mit dem Schluß wirst du hoffentlich nicht unzufrieden sein. Am Märit wollte ich dich besuchen, fand dich aber nicht.

Dich herzlich grüßend

Dein Alb. Bihus.





Lips. Lith.

Dr. Jünker.